

Zeitschrift: Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
Band: 15 (1963)

Artikel: Heimat- und Volkskundliches aus Rüdlingen
Autor: Keller, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584976>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

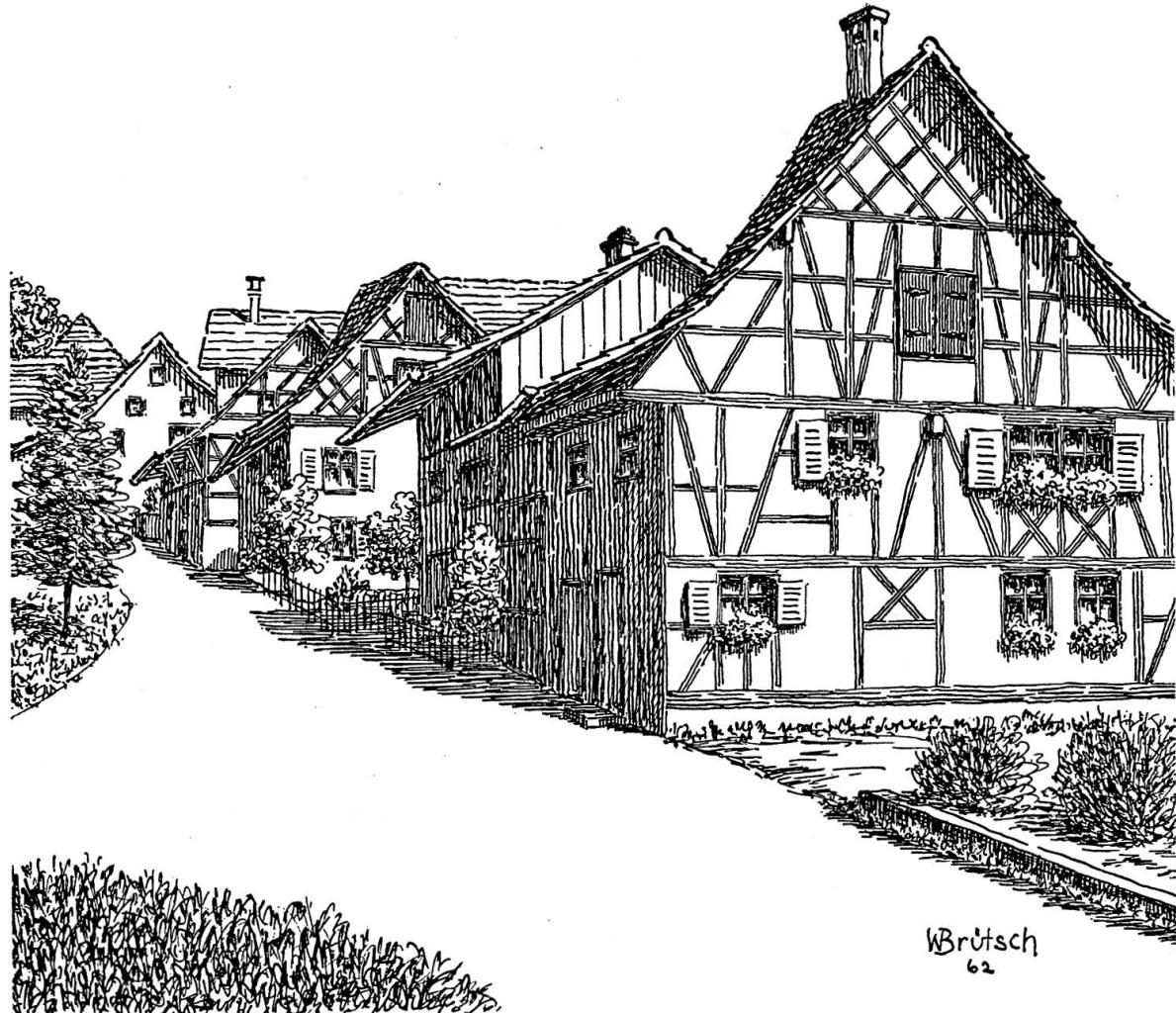
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



II. Heimat- und Volkskundliches aus Rüdlingen

von Dr. Alfred Keller

Die Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen hat mir grosszügigerweise ihr Neujahrsblatt für die Veröffentlichung meiner heimat- und volkskundlichen Arbeit über Rüdlingen und Buchberg zur Verfügung gestellt. Doch hat sie mir den Umfang vorgeschrieben und die Bedingung gestellt, allgemein verständlich und nicht zu wissenschaftlich zu schreiben. Ich habe den Herren für ihr Entgegenkommen zu danken und will versuchen, ihre Wünsche so weit als möglich zu erfüllen.

Ueber die allgemeinen Verhältnisse möchte ich nur so viel sagen, als zum Verstehen meiner Ausführungen nötig ist.

Rüdlingen und Buchberg stellen zusammen den sogenannten untern Kantonteil Schaffhausens dar. Sie höckeln abseits von ihrer Mutter in dem entlegenen, stillen Winkel unten am Rhein, da wo er — gegenüber der Einmündung der Töss — plötzlich seinen bisherigen Nord-Südkurs verlässt und in scharfer Biegung westwärts nach Eglisau und weiterhin Basel zu abzieht.

Der Rhein ist aber auch das stetig fliessende, lebendige Band, das — neben den geistigen, sprachlichen, politischen und wirtschaftlichen Beziehungen — die beiden Gemeinden mit Schaffhausen verbindet. Er umschliesst ihr Gebiet auf der langen Ost- und der kurzen Südseite, trägt zugleich aber auch, von Ellikon an, in seiner Mitte die Grenzlinie gegen den Kanton Zürich in sich. Die dritte Grenzstrecke — von Eglisau-Oberried an bis nach Ellikon am Rhein — ist eine Landgrenze, die grösstenteils durch uraltes Waldgebiet verläuft und den Schaffhauser Besitz gegen das zürcherische Rafzerfeld abschliesst. Im letzten Teil wird sie, gegen die badisch-württembergische Gemeinde Lottstetten hin, auf 3,6 Kilometer die Landesgrenze zwischen der Schweiz und Westdeutschland.

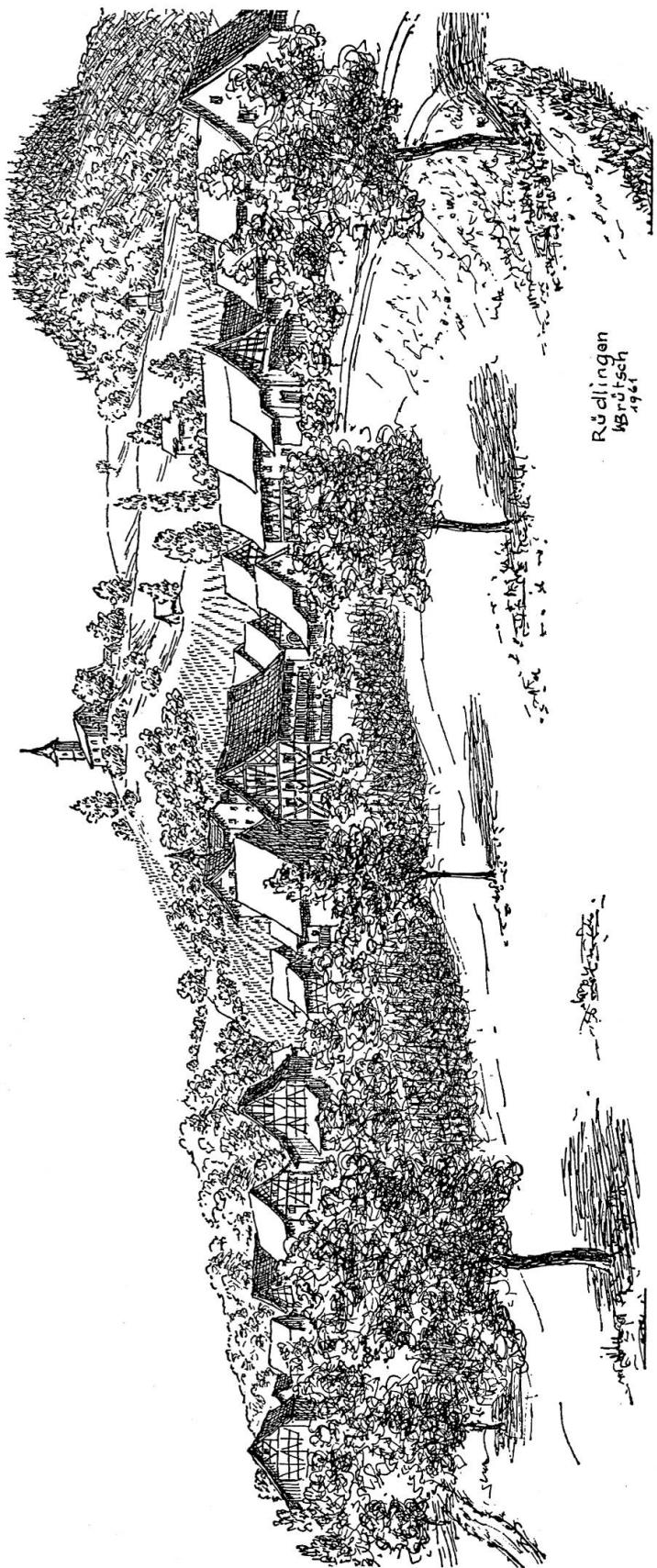
So ganz nebensächlich ist somit das in fremde Umarmung eingezwängte, elfeinhalb Quadratkilometer messende Landstück nicht. An seinen Grenzen haben sogar mehrfach fremde Gelüste — um nicht zu sagen Liebhaber — geknabbert. Am wichtigsten war, dass der Kanton Zürich zu Beginn dieses Jahrhunderts, als Revanche gegen den verlorenen Prozess um die Rheingrenze bei Schaffhausen, von Rüdlingen an bis nach Eglisau-Oberried die ganze Rheinbreite für sich beansprucht hat. Seine Klage ist jedoch 1906 vom Bundesgericht in vollem Umfang abgewiesen worden.

Die unangenehme Auswirkung des Exklaventums der beiden Gemeinden besteht darin, dass sie von ihrem landesmütterlichen Mittelpunkt durch staatsfremdes Gebiet getrennt sind. Der nächste Weg nach Schaffhausen führt über die deutschen Ortschaften Lottstetten und Jestetten und war daher zu Kriegszeiten für den Fussgänger- und Wagenverkehr mit Hindernissen belegt. Die Eisenbahn beförderte die Fahrgäste damals von Rafz bis Neuhausen hinter verschlossenen Türen und Fenstern. Motorisierte Reisende und Militärs mussten den Umweg über Andelfingen und das Weinland machen.

Aber für den

Verkehr

sind die zwei Dörfer in der Rheinecke überhaupt ungünstig gelegen. Von Norden nach Süden führt hier kein durchgehender Fahrweg durch. Buchberg, das oben auf dem nach Osten und Süden steil abfallenden Berg liegt, stellt eine richtige Sackgassensiedlung dar. Zu Wagen kann es nur von dem Weiler Steinenkreuz aus erreicht werden. Rüdlingen, in etwas erhöhter Lage über dem Rhein, wird wenigstens von einer den Ostwestverkehr regelnden Strasse durchschnitten. Es hat



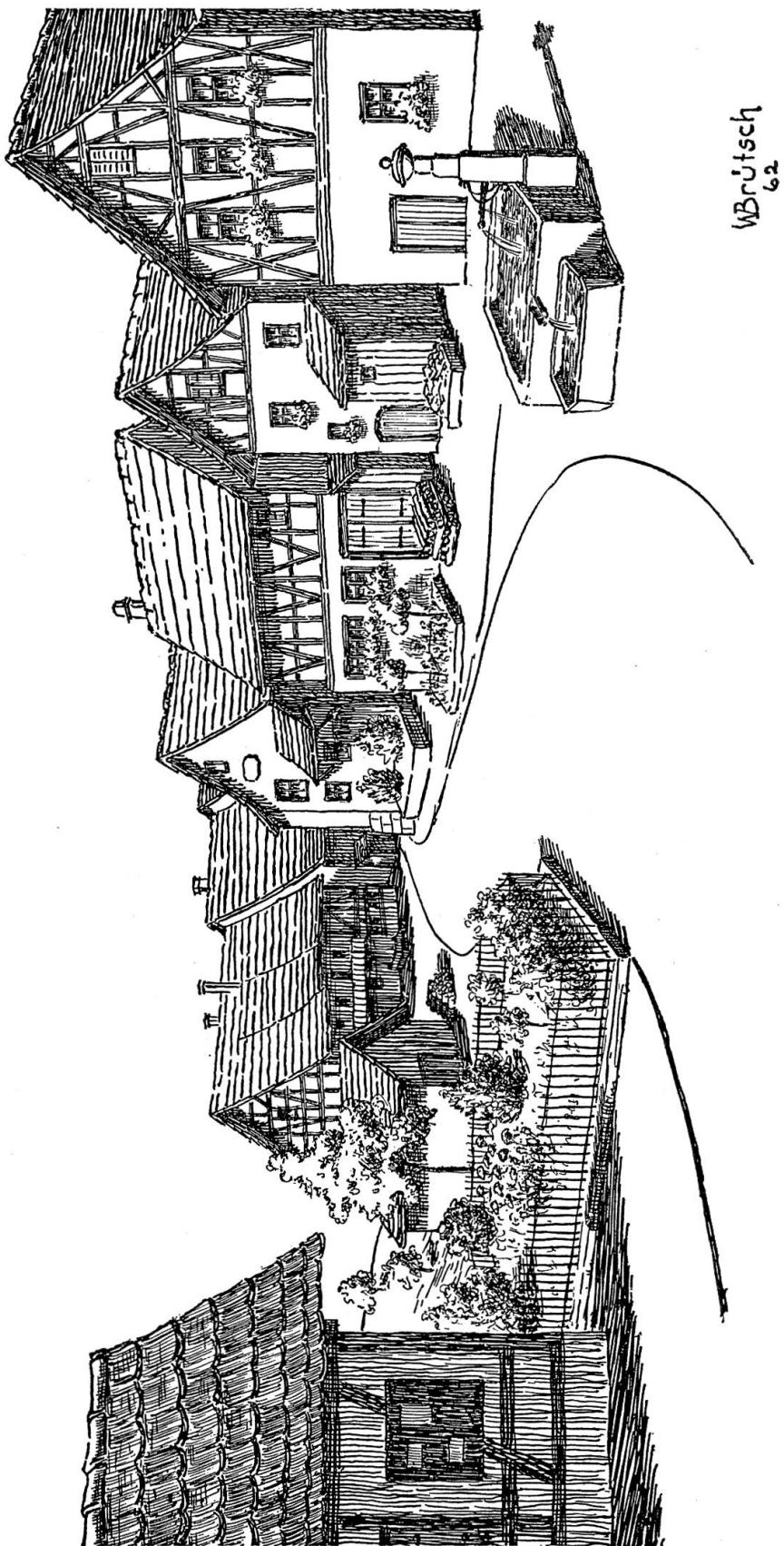
sie namentlich dem Umstand zu verdanken, dass Zürich an einer Verbindung zwischen den ihm zugehörenden Landschaften Rafzerfeld und Flaachtal interessiert war. Aus diesem Grund hatte es schon im 16. Jahrhundert die wichtige Fähre über den Rhein bei Rüdlingen errichtet und betrieben. 1873 ermöglichte es dort durch eine erhöhte Beitragsleistung den Bau einer Brücke, doch musste dafür eine neue Strasse von Rüdlingen nach Rafz angelegt werden. Die Brücke erwies ihre wirtschaftliche und militärische Bedeutung besonders während des Zweiten Weltkriegs. Die nächsten befahrbaren Flussübergänge liegen bei Eglisau und bei Rheinau, doch ist der letztere für die Schweiz dadurch beeinträchtigt, dass er auf deutsches Gebiet mündet.

Bis um 1870 vollzog sich auch ein beachtlicher

Verkehr auf dem Rhein.

Die Rüddlinger Schiffleute waren mit zwei «G'fährte», d. h. je zwei oder drei zusammengekoppelten Waidlingen, am Salz- und Korntransport auf dem «Nideren Wasser» beteiligt. Sie haben auch dem gefürchteten «Wellenkopf» beim Murkathof in Buchberg ihre Opfer an Gut und Menschenleben gebracht. Die Koblenzer Schiffer haben sich einst an den Zürcher Rat um Beseitigung dieser gefährlichen Steine gewandt, jedoch nur ungenügend Erfolg gehabt. Jetzt liegen die Hindernisse, samt den zeitweise kräftigen Strudeln, die sie umspielten, tief im Eglisauer Stausee begraben. Auch Flösse und Schiffe mit Einsiedler Pilgern belebten damals den Rhein. Den letztern riefen die Rüddlinger Kinder jeweils das weitherum bekannte Sprüchlein zu: «Aisigler Pilger, wa bringeder hai? Leeri Seckli und müedi Bai.» Die Wallfahrer, die unterwegs gelegentlich auch das Kloster Rheinau besuchten, fuhren bis zum Tössegg, von wo aus sie zu Fuss über Embrach und Kloten Zürich und dann per Schiff ihrem Ziele zustrebten. Eine andere Pilgerroute führte an der Westgrenze des Rüddlinger Gebiets durch den «Kleinert»-Wald Eglisau zu. Sie ist noch heute als «Einsiedlerweg» auf der Siegfriedkarte verzeichnet.

Für Rüddlingen übernahmen an den grossen Schaffhauser Märkten die Schiffer aber auch vom Schlösschen Wörth an den Heimtransport der Waren und der Besucher. Bauchweh bereiteten ihnen jeweils die Rheinauer Lausbuben, die sie von der dortigen Brücke aus mit «Rossboppelen» und andern lieblichen Dingen bewarfen. Eine hochoffizielle Demarche von Gemeinde zu Gemeinde hat das Uebel schliesslich abgestellt. In Rüddlingen stand selbstverständlich die gesamte Dorfjugend an der Landestelle im «Woog» bereit, um die Eltern, die Gotte, den Götti mit Hallo zu begrüssen und die versprochenen «Nütnütili», «Haigängili» oder «Hettgernili» in Empfang zu nehmen. Am «Bartlemeessig-Märkt», wie in Rüddlingen der «Böllemärkt» nach dem Kalendernamen Bartholomäus auch ge-



nannt wird, beschafften sich viele unserer Bauern früher sogar ihren Jahresbedarf an Zwiebeln. Heute können sie diese exportieren.

Die Buchberger nahmen am Schiffsverkehr nicht teil. Sie zogen es vor, sich mit den Botenwagen direkt in ihr 150 Meter über dem Rüdlinger Rhein liegendes Dorf tragen zu lassen. Später — bis zur Eröffnung der Bahnlinie Eglisau-Schaffhausen (1896) — reisten die Rüdingler, oder doch ihre «Böttin» mit dem Buchberger Boten in die Stadt. Absteigquartier war dort der Gasthof zur «Tanne», letzte Haltestelle vielleicht noch das «Kreuz» in den «Mühlenen». Spottlustige Mäuler sagten den Buchbergern nach, sie seien wasserscheu. Das traf nur insofern zu, als sie im Sommer oft unter Wassermangel litten und daher mit dem kostbaren Stoff sparsam umgehen mussten. Von 1905 an pumpten sie dann aus der Schlucht des «Fuchsbachs» Trinkwasser in ein hoch am «Hurbig» gelegenes Reservoir. Aber auch den besser bewässerten Rüdingern — mit dem grösseren Wasserverbrauch — ist das Spötteln vergangen. Auch sie helfen jetzt ihren Quellen mit der Pumpe aus dem Grundwasserstrom der Taltiefe nach.

Sogar den einzigen

Bach

in der Nähe des Dorfes — den «Stampich» —, der früher in wilden Sätzen von Buchberg her, ostwärts durch einen steilen, sumpfigen Tobel hinuntersprang und sich bei der ehemaligen Rüdlinger Mühle in den Rhein ergoss, haben sie angezapft und fast ganz in ihre Wasserversorgung übernommen. Den österreichischen oder kaiserlichen Dragonern, die nach der Volksüberlieferung 1799 dort hinabgeritten sind, dürfte das Kunststück heute weniger schwer fallen als einst, da einige von ihnen nur mit grösster Mühe wieder aus dem Morast herausgekommen sein sollen. Die russischen Soldaten, die in jener Zeit ebenfalls bei uns im Quartier lagen, nahmen es dagegen viel gemütlicher. Sie hatten namentlich einen Mordsspass an den grossen, langen Bandzainen, die an Stricken an den Stubendecken aufgehängt waren und als Kinderwiegen dienten. Sie lagen hinein und liessen sich von den Bäuerinnen schaukeln. Die «Nüggel» aus Leinwandlappen, die mit gekauter Brotrinde gefüllt waren, feuchteten sie gehörig mit Schnaps an. Nach ihrem Abzug soll das Dorf radikal ausgetrunken gewesen sein. Dazu hatte die grosse Feldbäckerei in Rafz ganze Wälder verschlungen.

Noch ärger ging es in Rüdingen und Buchberg zu, als die Russen im Spätherbst 1799 nach der zweiten Schlacht bei Zürich auf dem Rückzug wieder in die beiden Dörfer kamen. Diese mussten das Oberkommando um eine Schutzgarde gegen die Plünderer ersuchen. Nachher haben sie einen Teil ihrer «Gmeindäcker» beim «Steinenkreuz» verkaufen müssen, um die Schulden zu bezahlen. Die Aecker heissen noch heute so, aber sie gehören Privatleuten.

Im «Stampich» hörte man hie und da ein Tier herumrumoren, das die Leute erschreckte und beunruhigte, das man jedoch nie zu sehen bekam. Anna Simmler, die dort in der Nähe wohnte — a der Halde hine — erzählte mir ihre erste Begegnung: Sie ging einst spät in der Nacht vom Dorf her nach Hause. Wie sie beim Mühleweg in die «hintern Reben» kam, hörte sie ganz nahe ein Geräusch, als ob ein Stück Vieh schwer schnaufend mit der Hals- oder Chripfkette «umetrappe» würde. Sie glaubte, das Tier sei «abgekommen» und aus dem Stall entwichen, konnte es aber in der Dunkelheit nicht sehen. Sie eilte heim und weckte den Mann. Beide gingen mit der Laterne zurück, beide hörten das Schnaufen, Herumtrappen und Kettenklirren, sie sahen und fanden aber nichts. Erst jetzt kam ihnen in den Sinn, dass sie dem «Stampichtier» begegnet waren. Leute im Hinterdorf glaubten, wie Abraham Gehring, Forstverwalter, berichtete, das Tiergespenst zeige jeweils eine Wetteränderung an.

Doch zurück zum Rhein! Er war ja nicht nur der breite, blaue Strom, der wild aufrauschend in weit ausholenden Windungen unsere Landschaft durchzog, in dessen klaren Wassern sich einst die unverdorbenen herrlichen Ufer mit ihren hochstämmigen Pappeln und Weiden, ihren Nussbäumen und Kirschbäumen spiegelten, die Fischreiher auf Beute lauerten, der Fischotter schnell wie ein Pfeil durch die Wogen schoss, an Sonntagen das halbe Dorf sich dort im Schatten lagerte oder in den Fluten tummelte. Nein: Der Rhein konnte auch anders sein. Er konnte wie ein Ungetüm einherbrausen, die Ufer überspringen, die Wände unterspülen, die tiefen Stellen der Talfäche meterhoch unter Wasser setzen, auf seinen braunen Wellen Baumstämme, Holzbeigen, Brückenhölzer forttragen. Das ganze untere Feld von Rüdlingen und die gegenüberliegende grosse Fläche des Flaachtals hat er im Laufe der Jahrhunderte immer wieder in einen See verwandelt. Am «Salzhaus» in Eglisau, das 1919 dem Kraftwerk zum Opfer fiel, war für das Jahr 1876 ein Höchstwasserstand von 6,3 m verzeichnet. (Das Rheintal ist dort allerdings schmäler als weiter oben.)

Doch nicht die

Ueberschwemmungen

waren für uns das ärgste. Verhängnisvollere, nie wieder gutzumachende Verluste brachten die fortwährenden Unterspülungen der hohen, kiesigen Ufer durch den auf unsere Seite vordringenden Rhein. Auf einer Strecke von $3\frac{1}{2}$ Kilometer sind so allein vom 16. Jahrhundert an über 100 Juchart Land eingestürzt und weggeschwemmt worden. Der Schaffhauser Staatsarchivar G. Rüger schrieb 1898 in einer historischen Einleitung zu einem Vortrag von Strasseninspektor Spahn über die Rheinkorrektion: «der erste uns aktenmäßig überlieferte Anlauf» sei

im Jahre 1766/67 erfolgt. Das stimmt jedoch nicht. Nach einem Dokument im Archiv der Zivilgemeinde Berg am Irchel sind schon 1607 gegen 30 Juchart Land an die zürcherische Seite des Rheins angeschwemmt worden. Ferner liegt im Staatsarchiv Schaffhausen ein auf Pergament geschriebener Schiedsspruch in einem Streitfall zwischen Hans Waldkirch zu Schollenberg und der Gemeinde Rüdlingen vom Jahr 1581 über das Weiden und Beholzen «der Ouw», die der Rhein an die vor Schollenberg liegenden Wiesen Waldkirchs «gefürt und gelegt» hat. Der Schlossherr ist der Ansicht, dass die Benutzung dieses Landes ihm «allein dienen sollte». Die Rüddlinger bringen jedoch durch ihre Anwälte vor: Da das erdtrich dieser ouw «ab Iren Güeteren und Zelgen» stamme und «durch des Rhyns bruch dahin gestossen worden» sei, sollte ihnen billigerweise auch die Nutzung zugestanden werden.

Die Schiedsrichter — hohe Amtspersonen aus Zürich, Schaffhausen und vom Kloster Rheinau — gaben ihnen, nach Prüfung der Verhältnisse an Ort und Stelle, weitgehend recht, bestimmten jedoch, dass «alles erdtrich diser ouw», das gegenwärtige und das zukünftige, «Inn die Herrschaft Andelfingen, mitt bottten, verbotten, gricht und recht, dienen solle». Denn einmal hätten «dero von Rüddlingen Lehen- und Grichtsherren daran bishero dhein (kein) ansprach gehept, noch ze haben begert», und ferner stamme die «ufgeworffne ouw nit allein ab dero von Rüddlingen güeteren har», sondern es sei auch von der Thur «vil erdtrichs» dahin geführt worden.

Auch dies trifft zu, und über die

Hochwasser der Thur

sind wir besser unterrichtet als über die des Rheins. Schon 1292 meldet ein Chronist (Joh. von Winterthur) Ueberschwemmungen durch die Thur. Zweihundert Jahre später berichtet ein anderer: «Man wusch in Andelfingen uff der brügg die hend uss der Thur.» Im 16. Jahrhundert riss sie dort 20 Weingärten des berühmten Schiterberges mit.

Hochwasser in Andelfingen wird man bestimmt bei der Einmündung in den Rhein gespürt haben. Das «Thurgauer Wöschwasser» färbte nicht nur diesen Fluss, zum mindesten auf ihrer Seite, gelb bis braun: sie trieb ihn auch mehr und mehr an das hohe rechte Ufer hinüber. Dies war namentlich von 1816 an der Fall, als die Schaffhauser — wie im Kleinen Rat berichtet wurde — «die höchst unangenehme Entdeckung» machen mussten, dass Zürich, ohne Schaffhausen begrüsst zu haben, die Thur in einem Kanal in den Rhein leitete und diesen so aus seiner bisherigen Richtung abdrängte. Wie gross die Folgen waren, kann man an der Ueberlegung ermessen: die Vesti Schollenberg ist seinerzeit — man weiss nicht genau wann — zum Schutze des Flussübergangs, unmittelbar am Rhein gebaut

worden. Heute liegt der Ort 650 Meter von ihm entfernt. Das heisst: von dem Gebäude ist keine Spur mehr vorhanden. Junker Georg Escher von Eigenthal hat es zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts abgebrochen, da er die Steine zum Bau einer Schnapsbrennerei verwendete. Alte Rüdlinger behaupteten: noch um 1890 seien unten an der Felswand, auf der die Burg stand, «eiserne Ringgen» angebracht gewesen, um die Schiffe daran zu befestigen. Auf dem Weg in die Sekundarschule Flaach haben ein Kamerad und ich mehrmals dort herumgebohrt, jedoch nie etwas gefunden. Dagegen war damals der sogenannte «alte Rhein» im «Stäubis», dem Rüdlinger Streulandbesitz im untern Teil des linken Rheinufers, noch deutlich zu erkennen. Er zog sich in mehr oder weniger tiefen, teils versandeten, teils noch mit sumpfigem Wasser gefüllten Schlingen, unmittelbar an der Banngrenze gegen Flaach hin entlang. Man könnte ihn bis in das lockere Föhrenhölzli unterhalb der Thurmündung verfolgen. Das 30 Jucharten grosse botanisch überaus interessante Gebiet ist 1910 um 10 000 Fr. — leider — an Flaach verkauft worden. Es hat bis zuletzt unter den Bedingungen gestanden, die im Schiedsurteil von 1581 aufgestellt worden waren: es war Rüdlinger Besitz, aber es lag auf Zürcher Boden. Trotzdem ist es dort immer wieder — wie es bei einer offenen, beweglichen «läbigen» Grenze nicht anders sein kann — zu Verwicklungen zwischen den Gemeinden und zwischen einzelnen Besitzern gekommen. Ueber die

Schäden, die durch die Unterspülungen an den Ufern

angerichtet wurden, geben von 1669 an die Urbare des Klosters Rheinau ziemlich genau Auskunft. In ihnen sind die Grundzinse verzeichnet, die ein Lehensmann an Früchten, Geld usw. für das von ihm bebaute Stück Land zu leisten hat. Es haben sich zwar auch ältere Urbare und solche von andern Grundbesitzern, wie zum Beispiel dem Schaffhauser Schultheiss Friedrich von Randenburg — aus der Zeit um 1300 — erhalten, doch sind ihre Angaben zumeist so dürftig, dass man aus ihnen weder die Grösse noch die Lage der Besitzungen einigermassen sicher feststellen kann. Das Rheinauer Urbar von 1669 — ein Foliant von etwa tausend Seiten — weist zum erstenmal Eintragungen auf, die für die Geschichte und Kenntnis unserer Heimat ausserordentlich wichtig sind. Sie sind umso wertvoller, als das folgende Urbar (von 1813) die Veränderungen erkennen lässt, die mittlerweile an der Grösse des Besitzes wie an der Zahl der Bebauer eingetreten sind. Leider müssen wir uns hier auf einige wenige Auszüge beschränken. Wir folgen dabei rechtsufrig dem Lauf des Rheins ungefähr von der Einmündung der Thur bis zur Rüdlinger Brücke, die 1873 gebaut wurde.

Den ersten Anspruch hatte allem Anschein nach der Flurbereich «im Griess» auszuhalten, der gegenüber der obern Rheininsel liegt. Das Urbar von 1669 verzeichnet dort: «4 Jucharten in der Griesshalden (wies); die übrigen drey

Jucharten ligen im Rhein.» 1813 heisst es: «1 Vierling Feld im Griess so ehmals 3 Juch. gewesen, wovon der Rhein aber solche bis auf 1 Vierling weggenommen.» — «Auf der Mühli» wurden 1669 aufgeföhrt 4 Jucharten, dazu aber vermerkt: «Von dissem Feld hat der Rhein ohngefähr Ein Juchart hinweggenommen.» 1813 betrug der Verlust bereits «2 Juchart 2 Vierling». — «Uff em Burstel» (= Burgstall) sind «dermahlen 3 Juch. Wiesen und Aecker im Rhein versenkt». Später werden acht Nummern zu je 1 und 2 Jucharten nur noch summarisch als versunken vermerkt.

In diesem Stil geht es weiter für die Fluren «Auf dem Grund», «im Schlossbuck», «im Girengrüebli», «im Waag» und «uff Hohenwaag», «im grossen Loch», im «undren Feld» — alles Bezeichnungen, die sich bis heute erhalten haben. Andere Oertlichkeiten wie «Im Lachsäuglin», «Zu Haga» (Gagnerweg), im «Wydenäckerli» sind nicht mehr genau zu ermitteln. Sie sind längst rheinab gegangen. Bedauerlich ist es, dass namentlich das Gebiet des «Burstels» so schwer gelitten hat. Dort muss nicht nur die

Burg der Herren von Rüdlingen

gestanden haben, deren Existenz im 11. und 12. Jahrhundert urkundlich einwandfrei erwiesen ist, sondern man stiess dort vor kurzem — erstmals auf unserm Boden — auch auf Ueberreste eines Grabes aus vorgermanischer Zeit. Der Alemanne Ruodo und seine Leute, nach denen die heutige Siedlung genannt wird, sind somit nicht die ersten Menschen gewesen, die hier am Ufer des Rheins gejagt, gefischt, gehaust haben. Drüben hinter der «Urfelen» am Irchel und oben beim Murkathof in Buchberg sind allerdings schon früher Beweise vorgeschichtlicher menschlicher Betätigung gefunden worden. An beiden Orten haben auch die Römer Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen. Ihr Wachtturm am Irchel wird vielleicht vor dem Abzug noch das Auftauchen des Alemannenrudels am rechten Rheinufer weiter ins Land hinein mit der Rauchfahne signalisiert haben; er war ja der höchst gelegene Beobachtungsosten der linksrheinischen Sperrfortkette der Legionen in unserer Gegend. Für die Beziehung des Murkathofs zu den Römern haben wir nur das Zeugnis des Schaffhauser Chronisten *Joh. Jb. Rieger*, der von dort eine Silbermünze des Kaisers Tiberius gehabt haben will. Um sicher zu gehen, sollten wir jedoch etwas mehr von der Herkunft des Silberstückes wissen. Es ist bekannt, dass z.B. in dem benachbarten Embrach einst ein grosser Fund römischer Münzen gemacht wurde.

Die Burg der Edlen von Rüdlingen, von der sich nicht der geringste Mauerbrocken erhalten hat, würden wir jedoch nicht im «Burstel» angelegt haben und daher auch nicht dort suchen. Das Gelände ist flach wie die gesamte untere Terrasse dem Rhein entlang, der Boden besteht aus Kies und Sand, Trinkwasser



müsste weit hergeleitet werden. Dagegen wäre hinten im Dorf, wo später die St. Margarethenkirche stand, ein Platz vorhanden, der sich ausgezeichnet für die Errichtung einer Burg geeignet hätte. Dort stehen wir, geologisch gesehen, auf dem gleichen festen Untergrund wie drüben am Irchel, nämlich auf Sandstein, und wir genössen sogar den Vorteil, dass das Terrain nach Norden und Osten — also dem Flusse zu — steil abfällt. Von Süden her wäre es beinah unangreifbar, da dort die wilde und überaus malerische «Ramsen»schlucht beginnt, durch die sich der Rhein bis an die Einmündung der Töss durchgefressen hat, die ihm dann in spitzem Winkel — statt der bisherigen nordsüdlichen Richtung — bis nach Basel hin eine streng westliche gibt. Erst seit etwa 1830 führt ein schmales Fahrsträsschen durch die Schlucht. Es wurde von einem Rüdlinger namens Matzinger gebaut, der in holländischen Diensten gewesen war und deshalb den Beinamen «de Holländer» erhalten hatte. Er kam bei der Sprengung ums Leben, ist jedoch später oftmals von «hellsichtigen Leuten» an der Stelle des Unglücks gesehen worden. «Er müess no öppis fertig mache», hiess es dann im Dorfgeflüster. Der «Holländer» gesellte sich dem «Bemunder» bei, einem Angehörigen der Familie Gehring, der an einem Feldzug im Piemont teilgenommen hatte und in amtlichen Akten daher auch «Piemonter» genannt wurde. Sein letzter Nachkomme in Rüdlingen — «s Bemunders Hansierli» — ist der letzte Nachtwächter des Dorfes gewesen, mit dem die Nachtbuben oft ihre Spässe trieben. Er trat immer mit einem Säbel bewaffnet zum Dienst an.

Den Flurnamen «Burstel» und «Schlossbuck», die zwei zusammenhängende Stellen bezeichnen, kommt die Bedeutung von Geschichtsquellen zu. Sie bestätigen, was man aus Schaffhauser und Rheinauer Klosterurkunden schliessen durfte, dass ein

Herrengeschlecht «de Rodelingin»

tatsächlich in Rüdlingen seinen Sitz gehabt hat. Das Stifterprivileg des Klosters Allerheiligen vom 2. Juni 1087, das unter den Zeugen gleich nach den hohen Herren der Geistlichkeit und den Herzögen Welf und Bertold für den Klettgau an erster Stelle den Grafen Gerung von Rodelingin und nach ihm drei andere Angehörige des Geschlechts (Armo, Lintoldus und Lampertus) unterzeichnen lässt, hätte zwar einen seriösen Beurteiler zu einem vorsichtigen Verhalten bestimmen sollen, trotzdem schrieb ein Einsender im «Schaffhauser Bauer» vom 22. Juni 1946 frisch drauf los, es sei «sehr zweifelhaft», ob Rüdlingen je einen eigenen Adel besessen habe. Im «Burstel» wolle man zwar früher einmal auf Mauerreste gestossen sein : aber alles sei ungewiss.

Von solchen Funden habe ich allerdings nichts gehört, aber im nahe gelegenen «Schanzgraben» und im «Gänggel» stecke zweifellos allerhand im Boden. Mir selbst hat der alte Fehr «Metzgerheiri» einen Fingerring mit Goldspuren gebracht

— er ging mir gerade an den Daumen —, den er am zuerst genannten Ort in seinem Acker gefunden habe. Ich schenkte ihn meinem Geschichtslehrer *Prof. Henking* in Schaffhausen, der ihn ans Museum leiten wollte. Die verschiedenen Funde in jenem Gebiet — dem «Hauffeld» im weitern Sinne —, die Flurbezeichnungen «im Stadtgrabe», «hinderem Stadtgrabe», «Steiacker», «i der Schützemur» und ebenso der steinige, magere Boden verleiteten die früheren Rüdlinger zu der Auffassung, es habe dort einst eine Stadt gestanden. Dies ist natürlich Unsinn. Gewiss gibt es hier ein Gebilde, das als

«*Graben*»

bezeichnet wird. Aber es stellt einen mehrere Meter hohen Wall dar, also eigentlich einen negativen Graben, der in zwei beinah rechtwinkligen Knickungen vom Vorderdorf aus zwischen der Haselgasse und dem «Hauffeld» dem Rheine zu strebt. Er ist aufgeworfen worden, als man in langer Gemeinwerksarbeit daran ging, den Weg nach der obersten Terrasse — der Schwaikose (*sweiga*: althochdeutscher Ausdruck für Viehweide) — den eigentlichen und echten «*Graben*» — befahrbar zu machen. Zugleich diente er zur Ableitung der Regenwasser. Er war also nicht, wie man gelegentlich vermutete, ähnlich dem Murkaterwall, zu Verteidigungszwecken geschaffen worden.

Dass von der Rüdlinger Burg keine Gebäudespuren erhalten geblieben sind, kann davon herrühren, dass das Ufer schon früh unterspült wurde und einstürzte. Es ist aber auch möglich, dass es sich um ein Holzhaus handelte (man denke an den «Schiterberg» bei Andelfingen), das einem Brand zum Opfer fiel. Sonderbarerweise hat die Burg die sonst so sagenfreudigen Rüdlinger nicht zu irgendwelchen Erzählungen angeregt. Von den Herren jedoch, die um 1087 spurlos aus der Geschichte verschwanden, nahmen kundige Leute an, die Männer seien in die Kreuzzüge gezogen und nicht mehr zurückgekehrt. Eine andere Idee trug *Georg Hedinger*, der spätere Staatsschreiber von Schaffhausen, in einer Berner Doktor-dissertation vor. Er meinte, Graf Gerung von Ruodelingin habe nach 1087 die Burg Stühlingen an der Wettach erworben und zum Stammschloss seiner Familie gemacht. Wie die Wissenschaft darauf reagierte, wissen wir nicht. Mit dem Namen des alten und heute noch in Rüdlingen und Buchberg lebenden Geschlechts der Gehring dürfen wir selbstverständlich nicht operieren. Er war ursprünglich ein Vorname, der später als Familienname gebraucht wurde und gerade in unserem Gebiet, besonders um Rheinau, weit verbreitet war.

Vom «Burstel» tauchten übrigens später einige Teile im Stiftungsgut oder in dem Widem der St. Margrethenkirche in Rüdlingen auf. Sie sind also, auf eine uns unbekannte Weise, in den Besitz des Klosters Rheinau, der Patronin jener Kirche, gelangt. Das Widem wird in den Urbaren von 1669 und 1813 ausführlich beschrieben. Es zog sich von der «Schmittengasse» aus unterm Dorf bis über die «Kreuz-

äcker» und den «Burstel» hinaus nordwärts und wies vornehmlich einige für den Wein- und Getreidebau günstige Landstücke auf. Mehrmals wird auch das «Kirchhöflin», das sicher nicht mehr benutzt wurde, erwähnt. Im Gegensatz zur heutigen gemeinsamen Kirche der beiden Dörfer, die in den alten Urkunden zumeist den Namen «auf Kappel» trägt, wird für das Widem nie (oder höchst selten) der Ausdruck Pfrundgut gebraucht. Dagegen kommt im Randenburger Rodel (1330) einmal das Wort «Widme» vor.

Dem Amts- und Geschlechtsnamen Widmer begegnen wir nie bei uns. Das Gut scheint nur einmal an eine Hand ausgeliehen worden zu sein (um 1560 an einen Michel Matzinger), sonst wurde es stets von zahlreichen Inhabern bebaut. Die «Zehentfreien Aecker» im «Hauffeld» (= Hanf) bezogen ihr Privileg von dem Widem her. Der Name besteht heute noch.

Vom «Schlossbuck» erfährt man aus den amtlichen Aufzeichnungen nicht viel. Er wird keine grosse Parzelle gewesen sein. Heute ist das Land bis auf einen schmalen Streifen verschwunden. Eine Zeitlang musste die Abbruchstelle zum Rhein hin mit Stangen vermaht werden. Auch von der «Wart» hat sich nur der Name erhalten.

Eine Geschichtsquellen stellt ferner der Flurname «Uf der Müli» dar. Er deutet an, dass die

älteste Mühle

nicht unterhalb des Dorfes — am Eingang zur Ramsenschlucht — stand, wie es später (bis 1919) der Fall war, sondern oberhalb, ungefähr auf der Höhe der oberen, kleinen Insel im Rhein. Eine Sage weiss dazu noch mehr zu berichten. Mein Vater hat sie als Realschüler in Neunkirch als Ferienübung in sein Aufsatzheft eingetragen und mir so den Anstoss gegeben, später bei ihm und andern alten Leuten im Dorfe nachzufragen. Da ergab sich doch ein etwas anderes Bild, als es der zaghafte, brave Schüler einst gezeichnet hatte. Die Mühle soll eine ganz aus Holz gebaute «Schiffmühle» gewesen sein, das heisst, das Triebrad wurde von zwei Flössen getragen. Der Müller und seine Knechte aber hätten sich wie Schweine und Schelme aufgeführt. Sie betrogen die Leute, die ihnen Korn zum mahlen brachten, sie zeichten oft wüst die Nacht durch, sie fluchten und lästerten Gott. Plötzlich aber sei es genug gewesen. Ein Gewitter brach los, der Rhein stieg an wie die Sündflut, niemand habe das Haus verlassen können, alle seien von den Wellen in die Tiefe gerissen und nie wieder gesehen worden.

Die Mühle wäre also ein Opfer des Hochwassers geworden, das in der Tat von der Thur her oft mit unheimlicher Schnelligkeit und wuchtig gegen den Rhein vorstieß. Oberhalb des Dorfes ist denn auch keine Mühle mehr erbaut worden. An die alte erinnert übrigens noch ein Vermerk auf früheren Ausgaben der Siegfriedkarte (und dem Rüdlinger Meierrodel von 1433). Dort wird die Strasse Rafz-

Rüdlingen, die dem Tobel in «Vogtsforren» und weiterhin dem Rheine zustrebte, «Mühlinweg» genannt. Rafz war somit dorthin nicht mühlengenössig.

Wann die alte Mühle verschwand, weiss man nicht. Der Randenburger Einnahmenrodel von 1330 führt unter Rüdlingen noch eine solche auf; da sie nur 2 Schilling Zins fordert, darf man annehmen, es sei das ältere Gebäude gewesen. Denn in den Rheinauer Urbaren, die etwa von 1350 an in Rüdlingen eine Mühle erwähnen, wird bedeutend mehr Zins dafür verlangt. Die Belastung war so gross, dass nur wenige Unternehmer darauf bestehen konnten.

Die ersten Müller der neuen Mühle stammten zumeist von auswärts. Einer von ihnen, ein Kleinhans Rouber, wurde in einen Handel verwickelt, den die Zürcher Regierung 1906 vor Bundesgericht in ihrem Hoheitsrechtsprozess gegen Schaffhausen ausspielte. Rouber fuhr mit einem Eglisauer namens Vaterlaus auf der Fähre von Flaach her nach Rüdlingen. Noch auf der Zürcher Seite bekamen die beiden Streit. Vaterlaus erhielt einen Schlag mit dem Schwert, fiel in den Rhein und ertrank. Fünfzehn Jahre später kam die Sache aus. Rouber wurde, als er in Rafz ein Wirtshaus besuchte, verhaftet, nach Zürich gebracht und dort zum Tode verurteilt. Die Tatsache nun, dass der Rat in Zürich und nicht das Kyburgische Hochgericht das Urteil fällte, hätte den Beweis dafür bringen sollen, dass die Herrschaft über den Rhein Eglisau zustand. Das Gericht ging auf den Fall nicht ein.

Und noch eine Geschichte vom Rhein — eine Sage — die der Rüddlinger Professor *Job. Meyer* 1868 in seinem «*Unoth*» erzählt. Sie lautet, leicht gekürzt, folgendermassen :

In Rüdlingen fuhren einst zwei Männer mit einem Freund, auf dessen Wohlergehen sie neidisch waren, spät abends über den Rhein. In der Mitte des Flusses fielen sie plötzlich über ihn her und warfen ihn in die Wellen, sodass er ertrank. Aber des andern Tages wurde sein Leichnam am Ufer gefunden, wo ihn seine Schwester erkannte. Als sie in ihrem Gram wie von ungefähr den Toten fragte: «Ach Bruder, wie ist es dir ergangen?» fielen von ihm drei Blutstropfen zur Erde. Sie erkannte, dass er eines gewaltsamen Todes gestorben sein müsse, und der Verdacht richtete sich auf die treulosen Freunde. Das Blut hatte in magischer Kraft gegen die Mörder gezeugt.

Wie man weiss, ist dieses Verfahren — das sogenannte Bahrrecht — früher auch im Gerichtssaal ausgeübt worden. Die Sage kommt, wie die weiter oben erzählte, in ähnlicher Form auch an andern Orten vor.

Die «neue» oder untere

Rüddlinger Mühle,

von der wir hier nur kurz noch einiges erzählen wollen, war der grösste und schönste Bau seiner Art am Schaffhauser und Zürcher Rhein unterhalb des Rhein-

falls : ein reiches, wohl proportioniertes Riegelhaus, das an die äusserste Kette des Strombogens gesetzt war und sich namentlich von der Rüdlinger Brücke aus beherrschend präsentierte. Ein langes, weiss beschäumtes Steinwurh leitete von der «Kratzern» her das Wasser auf die beiden Triebräder, die ausser der Mühle in einem kleineren Anbau noch eine Hanfreibe und eine Dreschmaschine arbeiten liessen. Mit der Mühle war längere Zeit auch eine Wirtschaft verbunden. Ob dort einst auch eine Oelpresse betrieben wurde, konnte ich nicht feststellen.

Dagegen war eine «Reindle» da, die dem Entspelzen des Korns (Dünkel) diente. Die Maschinen, die man hiefür braucht, sind sehr selten geworden, aber der Lärm, den sie lieferten, und die Schnelligkeit, mit der dies geschah, hat bleibenden Eindruck hinterlassen. Noch heute wird ein gut geöltes Damenmundwerk «e Rendle» genannt, und solcher gibt es viele in den Dörfern herum, ja sogar in den Städten. Anderseits wurde von einer Rüddlinger Müllerin gesagt : «Die cha no besser chlappere als iri Müli.» Die Antwort lautete : «Glaub's woll, si isch drum e Züripietlere.»

Wer aber die Frauen noch beim «Reiben» an der Arbeit gesehen hat, dem wird der Spott vergangen sein. Im granitenen Steinbett dreht sich die hohe Holzspindel, an der zwei meterhohe birnenförmige Granitblöcke befestigt sind. Sie dreht sich mit diesen über den Hanfzöpfen, mit denen das Steinbett ausgelegt ist, um den Hanf sauber, geschmeidig, spinnbar zu machen. Die Frauen haben die Zöpfe — in der kurzen Zeit, die ihnen die Umdrehung zulässt — aufzunehmen, auszuschütteln und wieder in die Rinne zu legen. Das gibt Staub, dass man kaum atmen kann, das lärmst, dass man kein Wort versteht, das trocknet den Mund aus, dass man ihn immer wieder mit einem Schluck Wein ausspülen muss. Die Frauen haben rot und blau «gehäuselte» (karrierte) Tücher turbanartig um den Kopf gebunden, aber trotzdem sind ihre Augenbrauen, ihre Nasenlöcher, ihre Ohrmuscheln dicht mit Staub und feinen Hanffasern bedeckt.

Und das geht — oder ging — so weiter stundenlang, tagelang. Und die Frauen haben nicht revoltiert, sie haben nicht geschimpft, sie sprangen hie und da hinaus an die frische Luft, atmeten tief, hielten das Glas hoch und riefen : «Heieri — Konerat — oder Jakob — schenk mer no eis ii !» Das ist eine der ersten Erinnerungen an meine Mutter, bei denen mir aufging, dass die Frauen hier heldenhaft eine Arbeit verrichteten, die ihrer Schwere nach den Männern zugestanden hätte. Aber das Hauffwerk war nun einmal Frauenwerk ; sie liessen sich davon nichts nehmen.

Die Rüddlinger Mühle hat mehrmals ihre Besitzer und noch öfter ihre Pächter gewechselt. So gehörte sie einst den Schaffhauser Junkern von Waldkirch auf Schollenberg und später den Peyer im Hof, ebenfalls in Schaffhausen, an. Eine Zeitlang hatte sie auch die Familie Meyer in Rüddlingen übernommen. Als sie durch Erbschaft an einen unangenehmen Angehörigen dieses Geschlechts übergehen



sollte, drohten die Buchberger, sich von der Mühle loszulösen und eine eigene zu bauen. Die Gnädigen Herren in Schaffhausen haben dies jedoch nicht gestattet. Sie liessen es auch nicht zu, dass der Besitzer der Mühle in Nack bei Lottstetten auf Kundenfang in das benachbarte Schaffhauser Gebiet zog. Der Fusspfad, der von Buchberg aus fast senkrecht die steile Halde hinab zum Rhein führt, wird in ältern Aufzeichnungen mitunter auch «Müliweg» genannt. Er wird nur mit kleinen Traglasten begehbar gewesen sein.

Aus der vorhin angedeuteten Erbschaftsgeschichte hat sich später ein langwieriger Streitfall entwickelt, der sich bis weit ins 19. Jahrhundert hineinzog. Der alte «Jägerjokeb» (Jakob Meyer, Jäger), der damals im Egghof wohnte, behauptete, er sei um die Mühle Rüdlingen betrogen worden. Sein ganzes Vermögen ist beim «Tröhlen» draufgegangen. Als er in Schaffhausen vor Gericht nicht mehr weiter kam, zog er zu Fuss nach Bern, um dort sein Recht zu verlangen. Man liess ihn

nicht einmal ins Bundeshaus hinein. Als er heimkam, sagte er nur : Die Leute seien in Bern gleich schlecht wie bei uns. Er soll von dann an nicht mehr viel geredet haben. Schliesslich wohnte er mit seinem Sohn in einer selbstgebauten Hütte im Eggwald. Er lebte hauptsächlich von der Jagd, nämlich vom «Jöslen» (wildern). Da er keinen Hund mehr halten durfte, hiess es, sein Sohn habe im Holz herumrennen und «bauzen» (bellen) müssen. Der «junge» Jägerjokeb, der in hohem Alter in meinem Vaterhaus mithalf, hat seine Jagdleidenschaft nie bemeistern können. Er ist noch als Siebzigjähriger mit dem Gesetz in Konflikt gekommen.

Von ihm erfuhr ich auch, wie man Fische mit «Gugulum» (Kokkelskörnern) und mit Zibet (der stark riechenden Absonderung der Zibetkatze) fing. Jene pulverisierte man, tat sie in weiches Brot und streute es auf eine ruhige Stelle im Wasser. Wenn die Fische davon schnappten, kamen sie bald mit dem Bauch nach oben an die Oberfläche. Die Zibetmasse strich man dagegen an die Füsse und hielt sie nackt ins Wasser. Die Fische seien davon angezogen worden, wie die Katzen vom Baldrian. Wenn sich jedoch «d'Ottere» (Ottern) gezeigt hätten, sei es Zeit gewesen, davonzulaufen.

Denn in Rüdlingen wurde auch die Geschichte von einem jungen Burschen erzählt, der das Dorf von den vielen Ottern habe befreien wollen, die vom Rhein her gekommen und den Kühen nachts in den Ställen sogar an die Euter gegangen seien. Er habe den Schlangenpfiff gekannt, sei auf ein Tännchen gestiegen und habe gepfiffen. Da seien dann die Tiere von allen Seiten in langen Zügen herangekrochen und hätten sich vor ihm erhoben, als ob sie tanzen wollten. Er habe sie jedoch unbarmherzig alle getötet. Plötzlich sei ein scharfer Laut durch die Luft gefahren. Es habe gezischt, dass es einem durch Mark und Bein gegangen sei. Eine schneeweisse Schlange flog heran, zuckte auf und schoss dem Burschen wie ein Pfeil mitten durchs Herz, sodass er tot vom Tännchen fiel. (Die alte «Zollerin» hatte die gleiche Geschichte auch in Desibach bei Buch am Irchel gehört ; doch trug die weisse Rächerin dort noch ein goldenes Krönchen auf dem Kopf. Sie war als Königin ausgezeichnet, was man von der Rüdlingerin nicht sagen kann.)

Erschossen durch den Bauch, aber nicht von einer Schlange, sondern aus Unachtsamkeit vom eigenen Bruder, wurde um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts der jüngste Sohn des Müllers im Hof des väterlichen Hauses. Der ältere wollte während des Herbstes einen Pistolenschuss abfeuern, hatte aber vergessen, den eisernen Stöpsel aus dem Lauf zu entfernen. Der Bruder kam elendiglich um.

In einer andern Rüdlinger Familie ereignete sich nicht viel später ein gleiches Unglück. Ein Bruder erschoss im Spiel seine Schwester mit einer Jagdflinke, von der er nicht gewusst hatte, dass sie geladen war. Er machte sich nach Amerika davon. Nach langen Jahren erschien eines Abends ein Fremder an der Haustüre



und bat um ein Nachtquartier. Ein Mädchen wies ihn ab. Doch da kam der alte, graue Vater aus der Stube heraus, stellte sich vor den Fremden hin und fragte: «Ischt da nid de...? Woll, er isch-es! Chomm ie!» Er hatte den verlorenen Sohn an der Stimme erkannt.

In meiner Jugendzeit war ein Winterthurer, der Fischer hiess, auf unsere Mühle gezogen. Er brachte einige technische Neuerungen, ein Hochrad und zwei Töchter mit. Das Hochrad interessierte uns Buben am meisten. Der dicke Mann auf dem Sattel, der so strampeln musste, kam uns komisch vor. Wenn wir ihm nachrannten, rief uns der «Praggel» zu: «Ier (Ihr) müend nid pressiere, ier chö-med em scho noo.» Er lag meist bald auf dem Boden. Das Rad stand nachher jahrelang unbenützt im Hausgang der Mühle. Dafür liefen die neuen Triebräder schneller, die der Müller statt der alten, hölzernen hatte anbringen lassen. An den Sonn- und Tanztagen spielte der Mahlknecht Gruber, ein Berner, mit einer grossen neuartigen Mundharmonika zum Tanz auf. Sie bestand aus vier kreuzweise angeordneten Mundstücken, von denen jedes auf eine eigene Tonart abgestimmt war. Beim Spielen musste man das Instrument drehen oder herumwerfen, was grosse Uebung verlangte. An einer Nach-Kilbi aber lag es zerschlagen im Strassen graben, und Gruber blutete stark aus der Nase. Er hatte bei den Töchtern des Landes zu viel Glück gehabt, und das wollten die «Knaben» des Dorfes nicht dulden. Nach ihm kam ein Mahlknecht her, der Hässig hiess und auch so aussah. Er war krank und ging den Mädchen aus dem Wege. Vielleicht hat er auch an Gruber gedacht.

Zum Schluss noch eine Geschichte, die ich von Rose Winkler im Hauffeld vernahm: Am Morgen eines nebligen Dezembertages war bei der Mühle ein Waidling angetrieben worden. Er war leer und man wusste zunächst nicht, was man denken sollte. Dann aber drang ein Geflüster durchs Dorf: Beim «alten Bobe» im Hauffeld hatten in der Nacht vorher einige junge lustige Leute «Turspinacht» (Durchspinnacht) gefeiert. Um Mitternacht hätten sie gern Fische gehabt. «Bobe», der ein Fischer, aber auch ein «Jösler» war, hatte keine. Er blagierte jedoch, er wolle schon Fische holen; er bekomme sie auch in der Nacht, gleichgültig, wie dunkel es sei. Man lachte ihn aus — aber er ging weg, und man hat ihn von da an nie mehr gesehen. Der Waidling hatte ihm gehört. Sonderbarerweise sah man an ihm einige frische Brandstellen im Holz, als ob sich dort eine glühende Hand eingebrannt hätte. Man sagte dem «Bobe» geheime Künste und Beziehungen nach. So soll er es verstanden haben, sich unsichtbar zu machen. Jetzt hatte er den Zoll gezahlt.

Die Mühle und ihre Nebengebäude sind 1919 im Zusammenhang mit dem Bau des Eglisauer Kraftwerkes abgebrochen worden. Sogar die Pappeln, die sie umgaben, und die Nussbäume, die sich über die Dächer gewölbt hatten, sind damals gefallen. Nicht dass sie dem Rheinstau im Wege gestanden hätten — nein —

aber man hätte einige tausend Franken für die Verstärkung der Grundmauern aufbringen müssen, und das hätte sich der Gesellschaft mit dem hohe Millionen zählenden Aktienkapital nicht rentiert. Auch die herrliche Eglisauer Holzbrücke, die grösste und schönste der ganzen Schweiz, hat des Mammons wegen nicht gerettet werden können, obwohl für sie, wie für die Rüdlinger Mühle, ein Abnehmer vorhanden gewesen wäre. Der schwere bronzen Klopfer an der Haustüre — ein Frauenkopf mit Fischleib — ist ihr allerdings schon vorher bei Nacht abhanden gekommen.

Bei der Rüdlinger Mühle ist einmal eine Fischereigrenze über den Rhein gegangen. Die

Fischerei

selber, nach welcher die Gemeinde beim Umsturz der alten Ordnung voreilig gegriffen hatte, hat sie bald wieder herausgeben müssen. 1891 liess sich dann auch der Kanton auf Grund des Aktenmaterials davon überzeugen, dass die Fischerei auf der ganzen Strombreite — von der Herrschaft Eglisau her — zu Zürich gehöre. Er zog die bereits beim Bundesgericht anhängig gemachte Klage wieder zurück. Von 1916 an ist jedoch kein Lachs mehr den Rhein herauf gekommen. Auch die «Nasen» verstopften nicht mehr wie früher gelegentlich den Ausfluss des Flaachener Baches, so dass diese billigen Fische mit dem Schöpfgarn gefangen und von den Fischersfrauen weitherum verhausiert werden konnten.

*

Doch — jetzt zu einer weitern Besonderheit Rüddingens: hinauf in unsere Alpen. Goldig leuchten in der Morgensonne die Felswände von der rechten Talseite herunter auf den Rhein, recken einige Felskuppen ihre spärlich bewachsenen Köpfe in den Himmel. Der vorderste, an dem sich ein schmales Weglein — der Buchberger «Müliweg» von einst — emporspiralt, hiess früher der «Zumpelrosebuck», da dort die «Zumpelrosen» oder Küchenschellen die Heimat hatten, die ihnen am besten passte. Ihre Freunde haben sie seither gänzlich ausgerottet. Eine andere, weiter hinten gelegene Felsgruppe — die «Rappenfluh» — sprang als Sandsteinzacken, auf dem ein mageres Föhrlein sich fest geklammert hatte, kühn über den Wald empor. An ihr haben wir Rüdlinger Schulbuben unsere ersten Kletterversuche im Fels unternommen. Eines Morgens jedoch war die ganze Gruppe samt dem benachbarten Waldhang in die Tiefe gerutscht und für immer verschwunden. Rutschungen haben in dem Gebiet, wie weiter vorn in den Rüdlinger Reben, mehrmals grössere Schäden verursacht.

Trotzdem und trotz der Steilheit, Magerkeit und Unbequemlichkeit des Geländes haben sich dort Menschen angesiedelt und in beschränktem Masse bis heute



WBrütsch
62

gehalten. Es wird jedoch nicht die reizvolle, romantische Umgebung gewesen sein, die sie zur Anlage einer Behausung verlockte, sondern die Billigkeit des Bodens, die Eigenart der natürlichen Verhältnisse. Eine überhängende Sandsteinwand zum Beispiel brauchte nur etwas ausgekratzt und mit einem Schrägdach abgeschirmt zu werden — und schon war ein Stall, eine Küche, ja sogar ein Raum vorhanden, der dem Menschen zu einer anspruchslosen Wohnung dienen konnte. Zwei Siedlungen sind so zu Behausungen (kleinen Häusern) ausgebaut worden — die beiden

höchstgelegenen —, doch hat sich nur die eine bis heute erhalten. Zwei weitere wurden von Anfang als richtige Häuser in den Schutz der Halde gestellt.

Von einem der andern ist einst ein Höllenschreck auf das Dorf übergesprungen. Es hiess, der berüchtigte und schwerefürchtete Ein- und Ausbrecher Thali, der vor kurzem aus einem zürcherischen Gefängnis entsprungen war, habe dort einen Unterschlupf gesucht. Die Frauen wollten nicht mehr in die Reben unterhalb der Mühle, ins «Ebeländ» arbeiten gehen. Als der Landjäger dann oben in der angeblichen Räuberhütte nachsah, war nichts mehr zu finden. Der «Thalischreck» aber hielt die Leute noch lange wach.

Ueber die Rüdliger

«Höhlenwohnungen»

ist mehrfach da und dort geschrieben worden, zumeist übertreibend. Sie waren jedenfalls keine eigentliche Höhlen und keine Ueberreste frühgeschichtlicher Kultur, sondern Beweise der schlechten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zur Zeit unserer Gross- und Urgrosseltern. Es haben dort zumeist Taglöhner gewohnt, die nebenbei noch ein Aemtchen oder ein Handwerk versahen und sogar noch etwas Landwirtschaft betrieben. Der eine von ihnen war Korbklechter, der mit flinker Hand seine Arbeit verrichtete und dem wir gern zusahen. Er trug den Beinamen «de Gööggel», der ihm aber plötzlich nicht mehr passte. Er stand daher an einer Gemeindeversammlung auf und erklärte, er wolle nicht mehr «Gööggel» heissen. Man nannte ihn daher von da an «de Nümme-Gööggel», was ihm jedoch auch nicht gefiel. Er besass einen Waidling, der unterhalb der Mühle angebunden war, mit dem er einen kleinen Fährdienst an den Irchel und die Teufener Strasse hinüber betrieb. Wir werden von ihm noch zu reden haben.

Im hintersten Häuschen wohnte der «Tambur», den wir wegen seines fröhlichen Wesens gern mochten und auch weil er uns Schulkinder jeweils mit starkem Trommelschlag auf einem Marsch durch das ganze Dorf aus dem Schlaf weckte, wenn wir auf die Schulreise mussten. Er ist auch den Sängern und den Schützen vorausmarschiert, wenn sie in die Nachbarschaft an einen Wettkampf zogen. Er konnte namentlich gut wirbeln. Einmal ist er, weil sie ihm zuviel Wein gegeben hatten, in das Trommelfell gesessen, und da hat man ihn fast nicht mehr herausgebracht.

Auch die Buchberger hatten einen «Tambur». Er musste jeweils in der Stube anfangen «aa riibe», bis er recht im Takt war. Dann musste man rasch die Stuben- und die Haustüre aufmachen, damit er hinaus konnte. Er ist sonst wieder aus dem Takt gefallen.

In unserm «Wingert» im «Ebeländ» — er lag gegenüber vom Irchel und reichte vom Rhein bis weit an die Halde hinauf — habe ich immer gern gearbeitet, nicht nur weil mir die Mutter, wenn ich fleissig gewesen war, etwas Zeit zum Baden oder zum Herumstreichen gab, sondern auch weil die «Zollerli», unsere alte Helferin

bei den Haus- und Feldarbeiten, vollgepackt mit Geschichten aller Art war, die sie gern und gut erzählte.

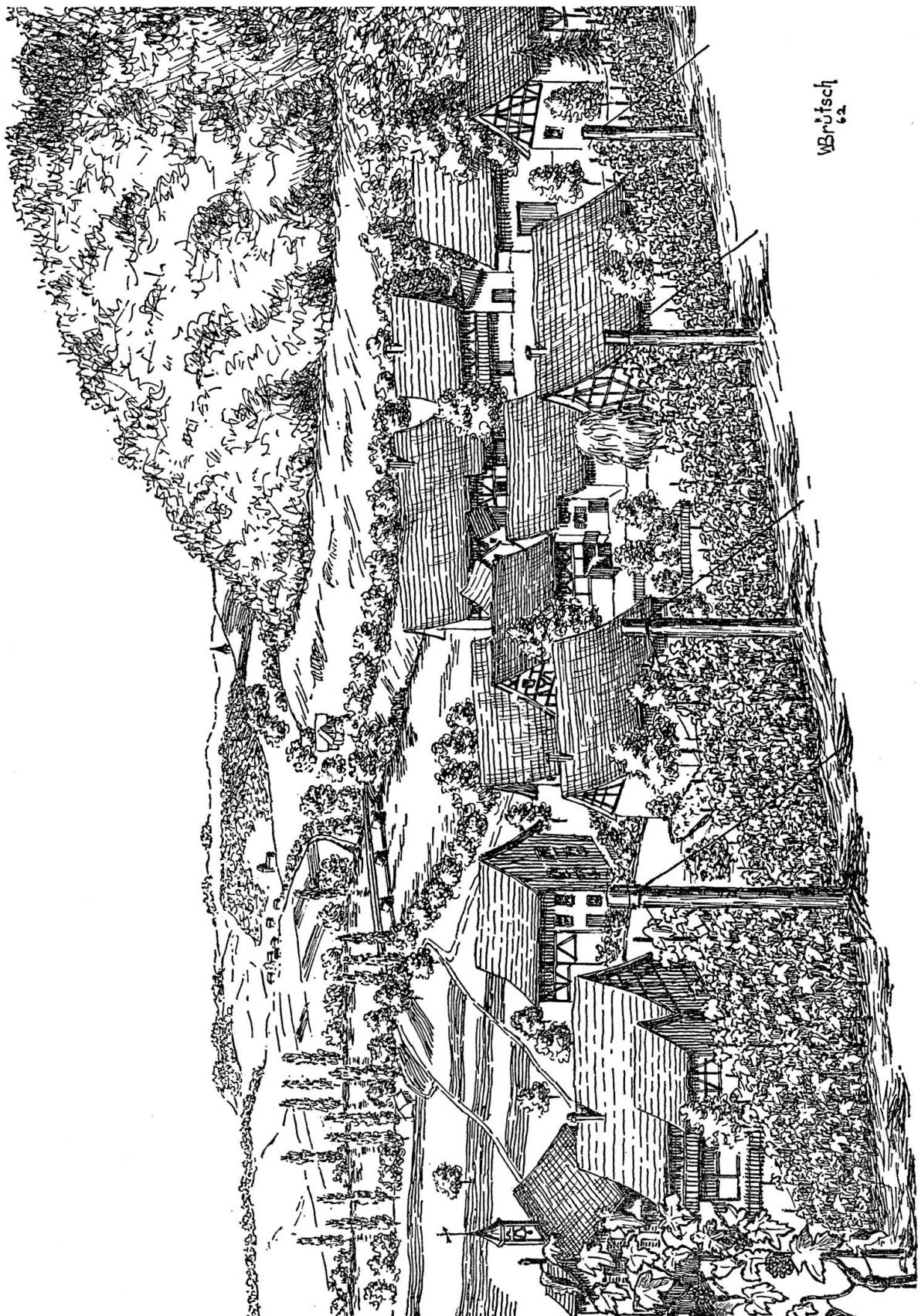
Von ihr hörte ich zum erstenmal eine Sage, oder das Bruchstück einer solchen, die just am jenseitigen Rheinufer angesiedelt war, also hinten an der unserm Dorf zugekehrten Seite der «Urfelen», und mich immer interessierte. (Vielleicht weil sie nicht auf alle Fragen, ja nicht einmal auf die wichtigsten, genau Auskunft gab.)

«Gsiesch döt enne da schmaal Wegli» — begann sie —, «wo näbed säbem Grabe durab chunnt bis an Rhii abe? Dört chunt si amig an heisse, dunschtige Summer-tage, wenn d'Luft so glesig über de Stuude stoht, obenabe — e wiissi Gstaalt, mit chliine churze Schrittli, als öb ere d'Füess weh täätid, abe bis a s'Wasser. Dänn chrüücht si uf de Bode und fangt aa e wiisses Tuech z'wäsche, iifrig, hurtig, immer wider mit beide Händ z'wäsche und z'tünkle und uusz'schwadere und z'schwenke. Dänn hät si da Tuech gege d'Sunne g'haalte und g'lueget öb's suuber sei. Aber es ischt allwäg nie suuber worde. Dänn si hät wider aagfange riibe und riibe, schneller und schneller und si hät tue als öb si verzwiifle sött. Plötzlich ischt alles wie wegplose gsii und me hät nie gsäh, wo die Gstaalt hii 'ggangen ischt. Me weiss jo nid emol, öb si e Frau oder e Fräulein gsi ischt. Und me weiss au nid, wa si g'wäsche hät. Aber si ischt ab em Ebersberg oben abe chuu und si hät zu dem Edelgeschlecht ghöört, wo döt obe — z'oberst obe — e Burg paue gha hät.»

Doch, so sicher war dies bisher nicht, wenigstens nicht für die Geschichtsforscher. Sie haben immer wieder Einwände erhoben, bald gegen das Geschlecht, bald gegen die Burg, bald gegen den Namen, sodass man aus den Zweifeln nie herauskam. Nur die Leute, die hier herum wohnten, auch die Rüdlinger, die täglich den

Ebersberg

vor Augen hatten, waren davon überzeugt, dass dort in der Zeit der Raubritter und der Minnesänger eine Burg gestanden habe. Ihre Aufgabe sei gewesen, den Rheinlauf zu sichern und zu beherrschen. Später habe dann die unmittelbar am Rhein gelegene Burg Schollenberg dies tun sollen. Der aus Flaach stammende Zürcher Historiker Prof. Paul Kläui machte es nun vor kurzem (1960) mit sehr beachtenswerten Ueberlegungen wahrscheinlich, dass der Name der Burg Ebersberg bei Berg am Irchel von dem bayrischen Hochadelsgeschlecht Ebersberg herstammt, das bei uns auch anderswo als Grundherr festzustellen ist; so hat es zum Beispiel das Kloster Embrach gegründet. Die bestimmende Persönlichkeit wird die Gräfin Willeburg von Wülfingen gewesen sein, die der Ebersberger Familie angehörte. Ob die Rüdlinger Sage sich gerade an sie geheftet hat, ist natürlich nicht zu entscheiden und soll auch von uns nicht behauptet werden. Aber das Zusammenfallen von Sage und Geschichte fällt doch auf.



WBrutsch
62

Weiter vorn an der ränkereichen Strasse von Berg am Irchel nach Teufen sollen die

Herren von Radegg

eine Burg errichtet haben. Wenn man an die einstige Wegelosigkeit des Irchels und die urwaldartige Dichte seiner Wälder denkt, so könnte man annehmen, der Erbauer habe sich dort eher verstecken und schützen, als eine offene, ehrliche Arbeit betreiben wollen. Viel zu sehen ist heute jedenfalls nicht mehr, auch nicht, wenn es richtig sein sollte, dass dort zwei Radegger Burgstellen vorhanden sind. Zwei Zweige des Geschlechts waren dagegen vorhanden; der Hauptsitz lag im Wangental bei Osterfingen — eigentlich auch nicht an einem verlockenden Ort. Professor Schib in Schaffhausen hat die Anlage mustergültig ausgegraben. In der Rüdlinger «Ramsen» hat man die Gegend der Irchel-Radegg schön vor Augen. Andere Beziehungen bestehen nicht.

Nun las ich in den «Zürcher Sagen» von W. Glaettli (1959) eine Sage «Die Geister von Radegg», die, wie der Verfasser schreibt, «in Rüdingen erzählt wird». Sie lautet: «In tiefer dunkler Nacht kam ein Mann zu Fuss auf der Strasse um den Irchel. Als er bei der Burgstelle Radegg vorbei kam, sah er einen hellen Schein, und wie er näher zuschaute, sah er die Ritter, wie sie ein Gelage abhielten. Es war dem Manne sehr ungemütlich... und er rief aus: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Im Augenblick war alles verschwunden, und es stieg nur noch Nebeldampf auf.» In Rüdingen habe ich nie etwas von dieser Sage gehört. Sie scheint, da von der Strasse um den Irchel gesprochen wird, neueren Ursprungs zu sein.

Mir selbst hat ein Sekundarschulkamerad von Berg am Irchel erzählt: Wenn man bei der Radegg an einer bestimmten Stelle einen Stein in einen Spalt im Felsen werfe, höre man ihn lange in grossen Sprüngen im Berg hinabrollen. Schliesslich donnere es wie ein schweres Gewitter herauf, sodass man Angst bekomme und fortspringe. — Es ist mir leider nicht vergönnt gewesen, die Sage an Ort und Stelle auf ihre akustischen Angaben hin nachzuprüfen.

Aber auch die für Rüdingen eigenartigste, wichtigste Station am Rhein —

der Gächelstein —,

der von der mittleren Ramsen gut sichtbar war, liegt genau genommen nicht innerhalb der Rüdlinger Gemarkung, sondern auf dem Gebiete der grossen Irchelgemeinde Berg, nahe dem Rettigbach-Tälchen, wo sie sich mit ihrer Nachbarin Teufen begegnet. Er ist ein grosser, rundlicher Felsblock im Rhein, der früher — vor dessen Stauung — gut sichtbar war, heute jedoch tief im Wasser versunken ist.

Aber merkwürdig, den Leuten auf der Zürcher Seite des Rheins hatte der Stein nichts zu sagen. Die Bergemer kannten ihn nur als eine March und verzeichnen ihn als solche in der Form «Gechtelstein» in ihrer Offnung. Die Rüd-

linger aber wussten, welches Geheimnis er in sich barg: für sie war er nichts Geringeres als der Quell des Lebens. Generation um Generation der Dorfgenossen sind bis in die jüngste Zeit hinein aus dem Gäichelstein geholt worden. Und zwar ging dies — wie die Eltern eine gewisse Frage neugieriger Kinder beantworteten — folgendermassen zu:

Der Stein enthielt in seinem Innern eine grosse, wundervoll glänzende und glitzernde Höhle, die in zwei Kammern geteilt und halb mit Wasser gefüllt war. In der einen Abteilung schwammen die Bübchen, in der andern die Mädchen herum. Nur eine Frau im Dorf, die allen Rüdlingern auf die Welt verhalf — zu meiner Zeit war es die hochverehrte und allgemein beliebte «Gotte Rose» — besass den Schlüssel zu dem Stein und seiner Höhle. Der Fährmann hinten im Dorf, von dem wir bereits gesprochen haben, fuhr sie ihm Waidling hin und brachte sie mit dem neuen Erdenbürger wieder zurück. Sie war die Schwester meines Vaters, mit der ich besonders gut stand, und hat mir immer bereitwillig über die meinen Wunderfitz beschäftigenden Fragen Auskunft gegeben.

Neben dem Gäichelstein waren es besonders ihre nächtlichen Gänge zu den Zigeunern, von denen meistens mehrere Scharen in unsren Grenzwäldern hausten. Die Kleinen des Dorfes hatten schlotternde Angst vor ihnen, hauptsächlich weil die Grossen erzählten, die Fremdlinge stählen Kinder und verkauften sie. Der Gotte Rose ist jedoch nie etwas geschehen, obwohl sie oft mitten in der Nacht und bei schauerlichem Wetter zu der Hilfeleistung herausgeklopft wurde. Gern ist sie aber nie gegangen, sondern nur, weil sie es für ihre Menschenpflicht hielt.

Sie hat ja auch sonst bei Unfällen im Dorf die erste Hilfe geleistet. Daneben war sie über fünfzig Jahre Arbeitslehrerin — und wenn einem «Mannevolch» der Kopf geschrubbt und geschrootet werden musste, so besorgte sie es gern und gründlich. Man schickte auch die kleinen Plagegeister zu ihr, die noch ein Brüderchen oder Schwesternchen haben wollten. Sie hat die Bestellungen jeweils mit grossem diplomatischem Geschick entgegengenommen. Der Sinn der Antwort lautete stets: «I will tue wa-n-i cha, aber säged em Vater und der Mueter, si müessid debii au helfe.»

Die Geschichte vom Gäichelstein konnte natürlich nur aufrecht erhalten werden, solange der Stein seine Kuppe noch über Wasser zu halten vermochte. Als er endgültig im Stausee versank, da ging auch eine alte Ueberlieferung unter, und die Rüdlinger Eltern standen vor der für sie schweren Frage: «Was sagen wir jetzt unsren Kindern?»

Doch da kam, weiss Gott wie vom Himmel gesandt, ein Retter in der Not. Gerade jetzt — jetzt zum erstenmal — tauchte an den langsam versumpfenden Rheinufern ein Storchenpaar auf, als wollte es den Rüdingern zu verstehen geben: «Wir sind auch noch da.» Man hat sie in der Gegend denn auch weitherum begrüsst. Der Besitzer der Ziegelhütte Flaach, gegenüber der Rüdlinger Brücke,

liess für sie sogar auf einem Dachfirst ein Wagenradnest anbringen. Doch als ich sie photographieren wollte, musste ich ihnen bis nach Ellikon hinauf nachreisen, wo sie nahe beim Dorf in einem Baumgarten herumstocherten. Ich habe aber nur eines der Tiere auf den Film gebracht. Sie sind nicht lange geblieben und auch nicht wieder gekommen. Auch gegen das Feuer hat das Storchennest sich nicht ausgewirkt — wie man glaubt, das Haus ist bald abgebrannt.

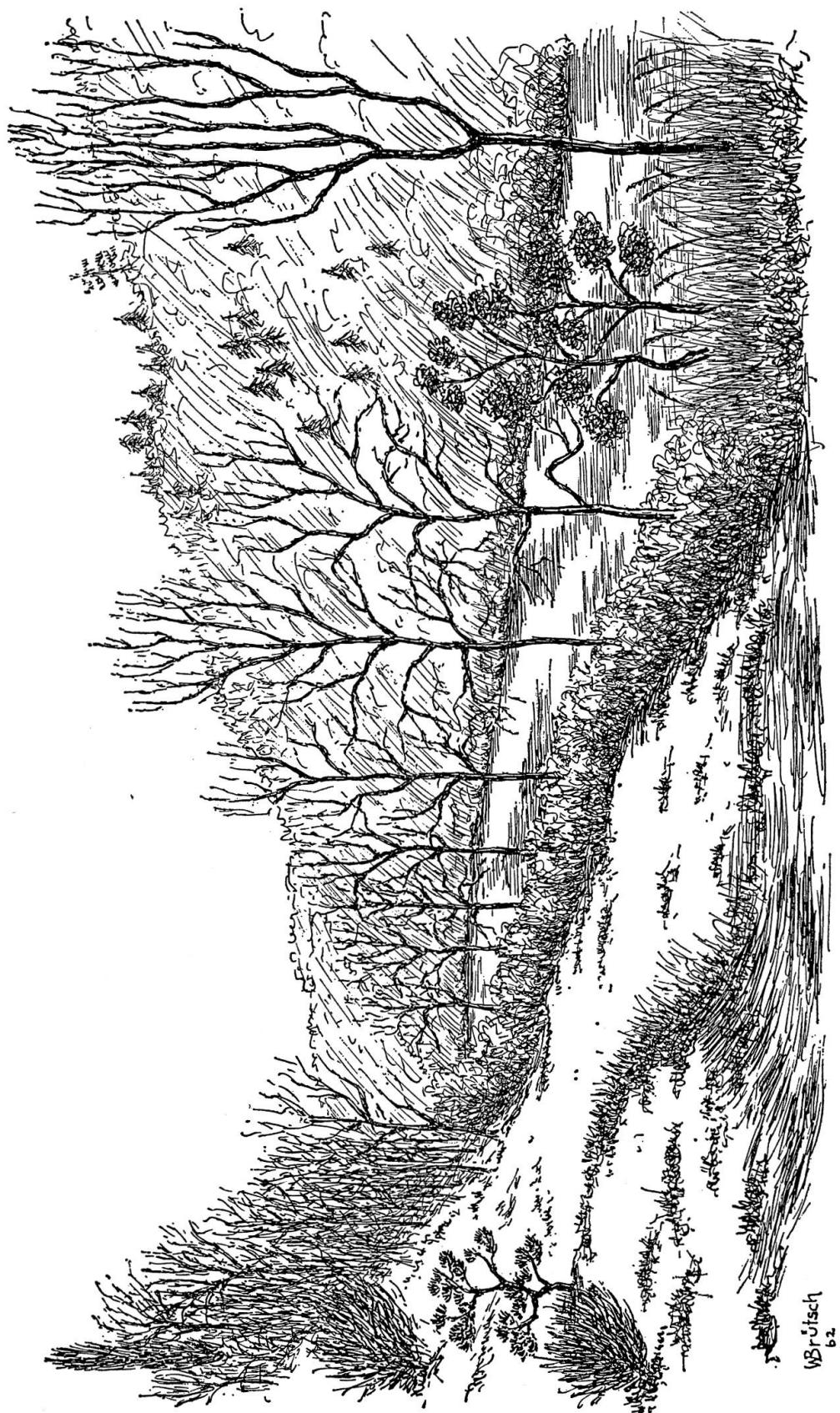
Auf die Frage, weshalb die Störche wohl nicht bei uns geblieben seien, meinte ein Spassvogel : «Di neue Staueseefrösch werded-ene z'faiss (fett) gsi sii.» Ein anderer, seriöserer, sagte : «D'Fischreiher werded-ene nid gfalle haa. Vo dene hät eine vo Bern oben-abe (en Oberst *Tenger*) no nid lang her bi üs ume 36 oder 38 biwohnti Hörscht zellt. Und da ischt z'vill !» Diese Auffassung könnte zutreffen. Der Fischreiher ist mit einem scharfen Schnabel gut bewehrt, und er verteidigt seinen Lebensraum. Jedenfalls freue ich mich über das Vogelreservat an Rhein und Thur, das neben vielen andern Vögeln auch den Fischreiher wieder bei uns sesshaft gemacht hat. Der Kiebitz allerdings, der vor langen Jahren über die Sandufer des Stäubis auf und ab stolzierte, ist dauernd fortgezogen.

Die Rüdlinger haben sich ohne Gäichelstein und ohne Storch weiterhin vermehrt. Bei der Volkszählung von 1950 war ihre Kurve sogar leicht im Anstieg. Die Kinder aber bringt jetzt «d'Buechberger Hebamme mit». Doch vermutlich nur solange, als es der Rüdlinger Dorfstolz zulässt. Und da bestand schon früher eine Beziehung zwischen beiden. Auch am Rhein tritt — wie an vielen andern Orten —

de Hooggemaa

als Schreckgestalt auf, um die Kinder vom Ufer des Gewässers fernzuhalten. Er wird ihnen als hohe hagere Gestalt mit grauem, schütterem Bart, herabhängendem, nassem Kopfhaar, und scharfer Hakennase geschildert, der im Wasser lauere und die nahe kommenden Kinder mit einem langen Hakenstecken zu sich herunterziehe und nicht mehr loslasse. («Gang vom Rhii ewägg, suscht chunnt de Hooggemaa und nimmt di !») Nun hatten die Rüdlinger herausgefunden, dass in Buchberg ein Mann lebt, der genau so aussah, wie das Bild, das sie sich vom gespenstischen Hooggemaa gemacht hatten, und den sie auch so nannten. Doch — merkwürdigerweise fürchteten ihn die Kinder nicht so sehr wie den andern, den sie sich doch nur eingebildet hatten. Tatsächlich führen die Rüdlinger Sterberегистер im Laufe der Jahrhunderte nur wenige im Rhein ertrunkene Kinder auf. Die meisten Todesfälle erforderten die Kinderkrankheiten. Ein Pfarrer auf Capell überlieferte vor etwas mehr als hundert Jahren den schauerlichen Eintrag : «Heute habe ich mein dreizehntes und letztes Kind zur ewigen Ruhe gebettet.»

Noch ein Hinweis zum «Gäichelstein» sei mir gestattet. Es wird nämlich nicht zufällig gewesen sein, dass bis vor kurzem an jedem Palmsonnagnachmittag die gesamte Dorfjugend Rüdingens — wenn das Wetter es gestattete —, begleitet von



Brütsch
62

einigen ältern unverheirateten Töchtern, in die mittlere «Ramsen» zog, um dort, angesichts des berühmten Steins, den schönsten, zartesten Brauch zu feiern : den

«Schäppelitag».

Die Mädchen sammeln Blumen, besonders Schlüsselblumen und Leberblümchen, und binden daraus Kränze. Jedes Mädchen muss an diesem Tag einen Kranz aufs Haar bekommen. Die Buben aber machen sich an die Weidenbüsche und verfertigen Pfeifen und Hupen. Abends ziehen alle in geordnetem Zuge ins Dorf zurück, voran die bekränzten, singenden, jauchzenden Mädchen ; hinter ihnen die pfeifenden, hupenden Knaben, die zumeist, um die Schweizerfahne geschart, stramm nachmarschieren. Der Zug macht die Runde durchs Dorf und wird bei jedem Haus mit Jubel begrüßt. So holt — oder holte — die Jugend Rüdlingens jedes Jahr den Frühling ins Dorf.

Der «Schappel» jedoch, den früher das schönste Mädchen zu tragen bekam, ist längst abgegangen. Er stellte eine aus geschälten Weidenruten kreuzweis zusammengebundene Krone dar, die man mit Blumen besteckt und mit langen, bunten Seidenbändern behängt hatte. Das Fest ist also demokratisiert worden. Auch den «Totenschappel» kannte man einst. Er unterschied sich von dem andern nur dadurch, dass bei ihm die Weidenruten mit weissem Stoff umwickelt waren. Man gab ihn den ledig verstorbenen Töchtern unter einem Topf auf dem Sarg mit ins Grab.

Wenn man vom Baderummel im Sommer und dem Baggerlärm zu andern Jahreszeiten absieht, so ist es am Rüdlinger Rhein ruhiger geworden als zu den Zeiten, da er noch Aecker um Aecker verschlang, eine schwere, besorgniserregende, immer weiter fressende Wunde im Körper und in der Wirtschaft unserer Heimat offen hielt. Man muss die alten Leute im Dorf noch gehört haben, mit welch ständiger Sorge sie die Entwicklung an den gefährdeten Ufern verfolgten, unter welch seelischem und finanziellem Druck sie lebten, welche Mittel zur Behebung des Uebels sie in leidenschaftlich-zornigen oder resigniert-pessimistischen Gesprächen erörterten. Das eine ist sicher : sie haben gekämpft, jahrhundertelang gekämpft, unverdrossen immer wieder versucht, mit ihren bescheidenen Kräften — vor allem den technischen — die Abwehr neu zu gestalten. Sie rammten Pfähle ein, ganze Stränge von Pfählen, sie versenkten Steinkästen in die Tiefe, legten «Sporen» (Kurzwehre) zum Brechen der Wasserfluten an, gruben Kanäle in die Geschiebebänke, in der Hoffnung, die Strömung in ein anderes Bett zu lenken, ihr eine neue Richtung zu geben.

Das ärgste war : sie standen allein im Kampf. Nicht einmal die Buchberger, die doch — bis 1840 — mit ihnen eine Gemeinde bildeten, wollten mithelfen. Sie hatten die Ideen der Französischen Revolution gierig geschluckt und den Rüd-

lingern schon am 17. April 1798 in einem zehn Punkte zählenden Schreiben unter dem Motto «Freyheit, Gleichheit, Eintracht, Zutrauen» mitgeteilt, dass sie sich von ihnen trennen wollten. Gemeindsgut und Kirchengut sollten nach der Zahl der Bürgerschaft oder nach «Mannschafft, so communicirt haben», bis ins höchste Alter vertheilt werden. Die Sache zog sich jedoch hin, gab enorm viel zu verhandeln und zu streiten und trug nicht dazu bei, die gegenseitigen Beziehungen zu verbessern. Denn beim Bau der neuen Kirche, der 1845 beschlossen wurde, haben sich die Rüdlinger dann mit allerhand Bockigkeiten revanchiert.

Aber auch mit der Unterstützung der

Rheinkorrektion

durch die Schaffhauser Regierung alten und neuen Stils war es lange Zeit eine sehr zweifelhafte und durchaus unbefriedigende Angelegenheit. Sie bekundeten gewiss mehrmals ihre Teilnahme, gaben Ratschläge, besorgten diese und jene Korrespondenz, bestellten Gutachten. Aber tief in den Staatssäckel zu greifen und aktiv Hand anzulegen, fiel ihnen offensichtlich schwer. 1832 erklärten sie den Rüdingern auf ein Bittschreiben rundweg: eine wirklich durchgreifende Hilfe ginge über ihre Kraft und entspräche auch nicht dem Wert der gefährdeten Liegenschaften. Auch eine Unterstützung durch die Eidgenossenschaft wie beim Linhunternehmen werde nicht zu erreichen sein. Das war deutlich und verriet Schwäche. Es gelang den Schaffhausern denn auch nicht, Zürich 1855 von der Ausmauerung der früher schon kanalisierten Thurmündung abzuhalten.

Das Unheil frass weiter am rechten Ufer. Bei einzelnen Bewohnern regte sich die Verzweiflung. Der Verkaufswert der Ländereien am Rhein entlang sank immer tiefer. Die höher liegenden Gebiete wurden über ihren Wert bezahlt. Der Auszug aus dem Dorf kündete sich an. Der Weiler «Steinenkreuz», wo 1848 das erste Haus gebaut worden war, wuchs rasch an. Die Auswanderung nach Amerika nahm die Regierung straff an die Zügel; trotzdem gelang es einigen Personen, dem Verbot und der Ueberwachung durch den damals nach Rüdingen gelegten Landjäger heimlich zu entwischen. Ein Bürger des Dorfs, dem der Rhein sein gesamtes Ackerland fortgeschwemmt hatte, richtete an die Herren vom Kleinen Rat das Gesuch, ihm zu gestatten, im Kanton herum milde Gaben sammeln zu dürfen, also betteln zu gehen. Es wurde ihm erlaubt.

Am schwersten bedrückte unsere Leute die Frage: «Was soll aus uns werden, wenn dem Wasser nicht bald Halt geboten wird?» Vom «Burstel» und vom «Woog» her ist es nicht mehr weit bis zu den äussern Teilen des Dorfes, zu den fruchtbarsten Aeckern im «Unterfeld» und den Reben im «Boden». Die ganze untere Landzunge erschien gefährdet. Die Stimmung im Dorf soll damals schwarz, äusserst schwarz gewesen sein. Denn als die Rüdinger etwas auf eigene Faust am



Br.
62

Rhein unternahmen, wurden sie von oben gerüffelt und erhielten den Befehl, immer zuerst in Schaffhausen anzufragen. Es gehe nicht nur um ihre Interessen, sondern auch um die Bedürfnisse der Rheinschiffahrt. (Dies Schreiben erfolgte auf Verlangen der Zürcher, die sich bei andern wichtigen Angelegenheiten vorher auch nicht mit den Schaffhausern besprochen hatten!)

Doch — nicht nur in Rüdlingen, sondern auch in den Stuben hoher Räte regten sich Besorgnisse und Bedenken, wenn über die Möglichkeiten der zukünftigen Rheinprobleme gesprochen wurde. Wege zu neuen Lösungen taten sich auf und wurden zum Teil begangen. Schaffhausen und Zürich unterzeichneten 1852 einen Vertrag über den Grenzverlauf zwischen Rüdlingen und Flaach und erörterten auch auf anderen Konferenzen das Thema einer gemeinsam vorzunehmenden Rheinkorrektion. Dazu kam es jedoch nicht, Zürich lehnte schliesslich die Schaffhauser Vorschläge ab. Im Untergrund seiner Ueberlegungen regten sich bereits die Pläne, die es später dazu trieben, die Frage der Hoheitsrechte am Rhein von Schlattingen bis nahe unterhalb des Rheinfalls und von Ellikon/Rüdlingen bis nach Eglisau gegen Schaffhausen beim Bundesgericht einzuklagen. Dieses hat dann, wie man weiss, in den Hauptpunkten zu dessen Gunsten entschieden.

Immerhin hatte sich Zürich, im Hinblick auf seine Landschaften Flaachtal und Rafzerfeld anerboten, statt der Fähre bei Rüdlingen eine befahrbare

Brücke

zu bauen, wenn auch die Schaffhauser sich bereit erklärtten, eine Strassenverbindung mit Rafz herzustellen. Die Brücke ist im August 1873 eingeweiht worden, man hat sie seither bereits einmal verbreitern müssen. Die «neue Strasse» lebte namentlich auf, als die Eisenbahnlinie Eglisau-Schaffhausen gebaut worden war und die Station Rafz auch die Arbeiter im Pendelverkehr unseres Dorfs nach den Industrieorten im Norden und Süden des Gebiets aufnahm. Heute stellt sie den belebtesten Verkehrsweg auf dem Boden unserer Enklave dar.

*

Halbwegs auf der Anhöhe des zweiten Plateaus, wo sich ein prächtiger Blick auf den dicht bewaldeten, dunkelgrünen Irchel, auf die blaue Schleife des Rheins und die hellaufleuchtenden Dörfer des Flaachtals auftut, wächst — im Flurbezirk «Sandgruben» — nahe dem Zollhaus — eine neue Siedlung heran. Ihr wichtigstes Gebäude ist die Schaffhauser reformierte Heimstätte, die alten und jungen Leuten Gelegenheit zu Besinnung und Erholung bieten soll. In der benachbarten «Spitzrüti» wird eine grosse Kiesgrube betrieben, aus der vor einem Menschenalter ein mächtiger Stockzahn eines Mastodons in das Schaffhauser Museum wanderte.

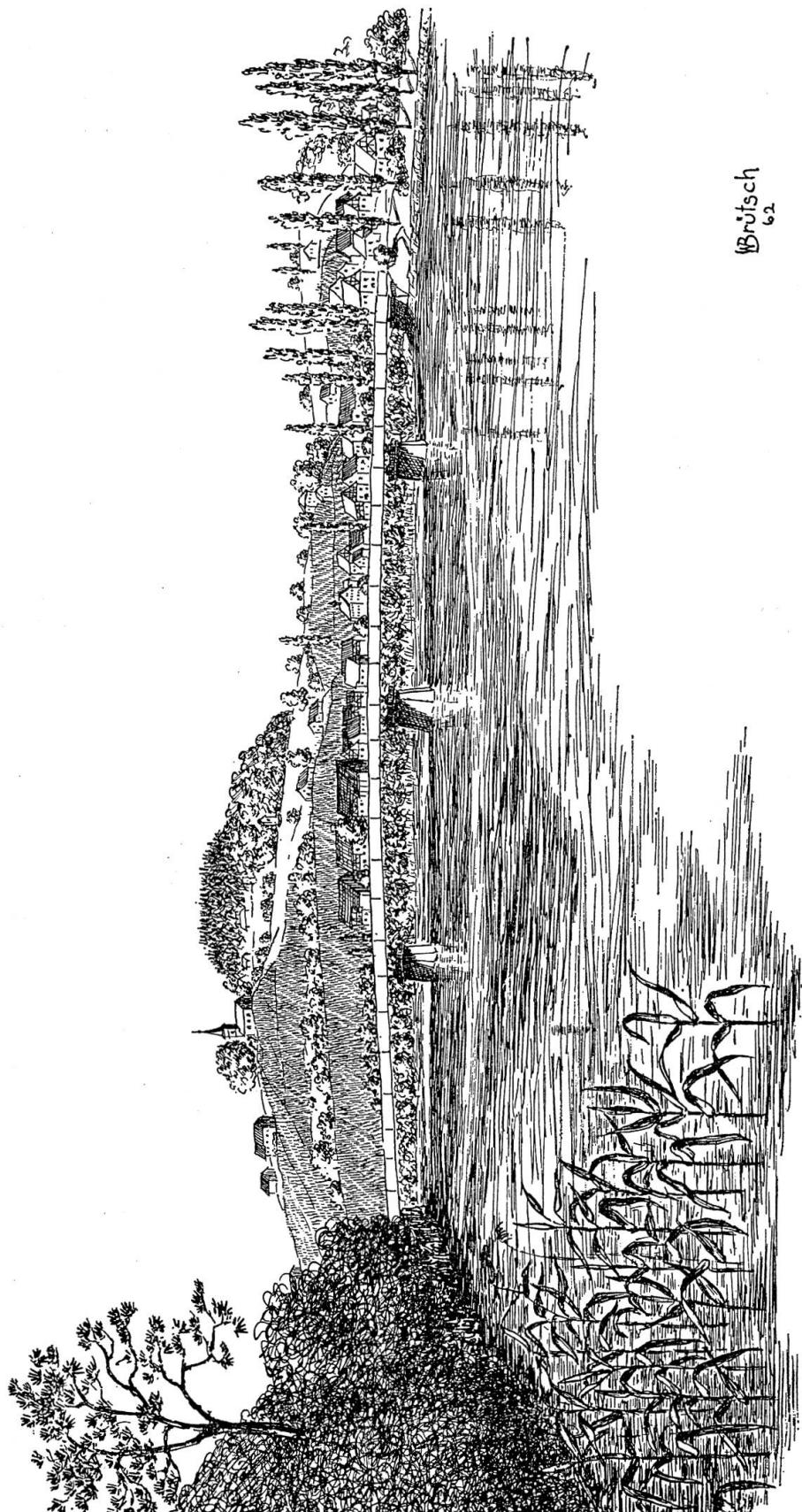
Das Wäldchen

«Vogtsforren»,

gegenüber dem Zollhaus, trägt seinen Namen daher, weil es 1664 der Rheinauer Abt Bernard dem Lehenvogt des Klosters, Pantli Gehring in Rüdlingen, «umb der getrewen diensten willen», geschenkt hat, «so er unse und unserem gotshaus bis dahero erwisen, undt fürterhin weiters beweisen soll undt will». Das Geschenk des «Gnadenbriefs» lautet auf «drithalb Juchart acker so von Neün Juchart Acher und hollzboden in unsserem gotshaus holltz auf der Kollgruob in bräitenloo abgethallt» (sind)..., «mehr zwo Juchart holltzboden» in den Inneren Löwen gelegen. «Die 5 1/2 Juch. sollen und mögen nun hinfürs für ledig und aigen (sein); nur neben dem Zehendten nacher Oehningen dem Järl. Grundzins abzustatten...»

Die «Kollgruob» lag da, wo heute das Zollhaus steht; der Platz hatte noch vor kurzem so geheissen, doch ist dort schon seit langem nicht mehr gebrannt worden. Schmid Fehr verfügte noch über einen eigenen «Chollplatz» in der «Ischleg» nahe beim Dorf unterhalb «Kreutzäcker».

Vogt Pantli Gehring wird sich dem Gotteshaus beim Verkauf des nahe gelegenen Rheinauer- oder Klosterholzes an Rüddlinger Bauern verdient gemacht



haben, das bis auf einen kleinen Rest ausgereutet wurde und aus dem die heute noch so heissenden «Rütener» geworden sind. Die älteste Rüdlinger und Buchberger Rodung trägt den Namen «Das Grüt». Einem Streit über die Neugrützehenden zwischen dem Augustiner Chorherrenstift Oehningen und dem Pfarrer in Buchberg verdanken wir die ältesten Angaben über diese Kirche. Sie gehörte, wie die von Rafz, dem Stift in Oehningen, doch weiss man nicht, wie diese Beziehungen entstanden sind.

Der «Breitenloo»,

von dem oben die Rede war, zieht sich von «Vogtsforren» der Schaffhauser Strasse und dann der Landesgrenze entlang nach Nordosten. Er eignete sich daher ausgezeichnet dafür, als eines Morgens die jüngeren Jahrgänge der Rüdlinger Wehrmacht aufgeboten worden waren, einen grossen Zug Zigeunerwagen samt starkem Hunde-, Kinder- und Frauentross den Eintritt ins Schaffhauser Gebiet zu verwehren. Der Landjäger war von seiner vorgesetzten Stelle davon unterrichtet worden, dass der Feind vom untern, also badischen Klettgau her, durch das Wangental heraufzöge und offensichtlich Rüdingen zustrebe. Er möge sofort alles weitere veranlassen usw.

Der Landjäger dirigierte die Leute, mit dem Gewehr bewaffnet, im Eilmarsch in den Breitenloo. Dort konnte man an einem Waldrand, der die Schaffhauser Strasse beherrschte, Stellung beziehen, Verstärkungen heranziehen und für die nötige Fourrage und Tranksame besorgt sein. Die letztern, wichtigen Dinge hatten wir Dorfbuben auf einem Handwägeli im Galopp heranzuschaffen.

Es ging alles gut. Auch wir mussten uns im Gebüsch verkriechen, auch wir bekamen zu essen und zu trinken. Denn mehr gab es hier oben nicht zu tun. Ausser den Krähen, die über uns hinwegflogen, meldete sich niemand. Schliesslich kam der Befehl: «Uustrinke, Zämepacke!» Die Zigeuner seien wieder «s'Wangental durab zoge».

Mein Vater traute dieser Angabe jedoch nicht. Er meinte: Die Zigeuner hatten doch Lunte gerochen, dass die Rüdinger ihnen auflauerten. Sie versteckten sich von Balm aus in dem grossen düsteren Hardwald gegenüber von Ellikon, verbanden den Hunden die Schnauze und sind dann bei Nacht über Nack am schaffhausischen Gebiet vorbei ins zürcherische Rafzerfeld gezogen.

Nach den Erzählungen, die von früheren Bewohnern des Egghofs bei Rüdlin gen herstammten, können solche Schliche in jenem Grenzwinkel durchaus möglich gewesen sein. Die beiden Familien, die früher dort wohnten, mussten sich gelegentlich durch Schnüre, die während der Nacht durch die Baumgärten und um die Häuser gespannt waren und an einer in der Stube aufgehängten Glocke endig-

ten, gegen das herumstrolchende Gesindel schützen. Nichts auf ihrem Boden war vor fremdem Zugriff sicher. In der Stube hatte abwechselnd ein Wächter mit dem Gewehr neben sich zu wachen. Hunde nützten nichts, da sie vergiftet wurden.

Am «Egghof» vorbei und durch den

Hardwald

führte der sogenannte «untere Weg» über die badischen Dörfer Balm und Altenburg nach Schaffhausen. Er war der schlechtere Weg als der «obere», für Fuhrwerke, über Lottstetten und Jestetten, aber er war der kürzere. Man machte ihn jedoch nicht gern allein, sondern zumeist nur in Gruppen. Denn auch oben am Volkenbach gab es eine Stelle, an der Raubüberfälle, ja sogar zwei Raubmorde vorgekommen waren.

Der ganze Wald war aber auch wegen andern Erscheinungen verrufen. Die Hexen der badischen Dörfer hatten dort ihren Tanzplatz — wie die Rüdlinger, Rafzer usw. im «Güllen»-Wald, von dem später noch gesprochen werden muss. Der Hardwald aber hatte noch die Eigentümlichkeit, dass die Wanderer, die nicht ganz genau aufpassten, sich leicht in ihm verirrten; sie gingen dann stundenlang in der Irre und mussten froh sein, wenn sie nicht vor Müdigkeit umsanken und in einen Schlaf verfielen, der nicht enden wollte. Der alte Reinhart von Rüdlingen — übrigens ein «Fraufastenkind», der zahllose geheimnisvolle Dinge sah und erlebte — soll einst zwei Tage lang im Hard oben im Schlaf gelegen haben. Er sei dann beim «Tüfelsloch» oberhalb der Nackemer Mühle wieder ins Freie gekommen, just als in Lottstetten zu Mittag geläutet wurde. Aehnlich ist es einem Trupp junger Rüdlinger ergangen, die nach Balm in aller Frühe zum Dreschen gehen wollten. Stundenlang liefen sie im Kreise herum, bis sie der Tochter des Buchberger Pumpenmachers begegneten, die von Balm herkam und ihnen heraushalf. Sie galt aber als verdächtig.

Unsere «Zollerl» behauptete, das Verirren komme davon her, dass einem die kleinen schwarzen «Sämlchen» des grossen Farnkrauts — eben des «Verierchruuts» — in die Schuhe gerieten. Dann müsse man unweigerlich im Kreise herumgehen. Sie wollte mich kleinen Bub daher, wenn wir in unserm «Tüfewegacker» arbeiteten, nie allein in das nahe Staudenholz mit seinen mächtigen Farnwedeln auf Entdeckungen ziehen lassen. Der Adlerfarn hatte hier die gleiche abschreckende Wirkung auszuüben, wie der «Hooggemaa» am Rhein.

Als besonders unheimlich im Hardwald galt die Strecke «Sparhafen» — Nackemer Mühle. Dort stand das Holz nicht nur am dichtesten, sondern es zeigte sich dort auch zwischen den Bäumen am Wegrand immer wieder ein grosser, schwarzer Hund mit brennenden Augen und lange heraushängender, roter, glühender Zunge. Aber er tat den Wanderern nichts, er bellte sie nicht einmal an;

er stand nur da, schnaufte und sah die Vorübergehenden mit seinen furchterregenden Augen starr an. Oftmals gingen die Leute wieder zurück oder machten den Umweg um den Wald herum, denn ausserhalb des Holzes war der Hund nie zu sehen gewesen. Jäger wollten wissen, dass er nicht geschossen werden könne. — Gegen ihn und gegen andere hexenhaft-dämonische Erscheinungen galt der alte Ratschlag: «Nimm e Hämpfeli Wurmet (Wermut) in Sack, wennt s'Hard duruf gohscht, denn cha der nüüt passiere».

In unsere Familie spielte der «untere Weg» herein, wenn mein Bruder Adolf als Gymnasiast an einem Samstagabend später als sonst von Schaffhausen heimkam. Er teilte es jeweils beizeiten mit, auf dass der Vater ihm bis in den Hardwald hinauf entgegengehen konnte. Später durfte ich ihn ab und zu begleiten. Wenn er allein ging, steckte er stets den «Totenschläger» mit den zwei lederbewickelten Bleiköpfen in seine innere Rocktasche. Wir begegneten selten einem Menschen, aber es war trotzdem ungemütlich. Beim «Sparhafen», wo der Wald auch auf der linken Seite beginnt, fing der Vater jeweils zu pfeifen an. Er schob zwei Finger der rechten und zwei der linken Hand in den Mund und brachte einen überaus scharfen, hohen, dreigestuften Pfiff hervor. Ich habe es immer wieder versucht, ihn nachzuahmen, doch ist es mir nie gelungen. Beim «Taupeholz», urkundlich «im Daubland», wo magere Tännchen mit langen grauen Bärten einen «gfürchtigen» Eindruck machten, hielt er stets an, um festzustellen, ob seine Pfiffe erwidert wurden. Adolf konnte jedoch nur jauchzen, und das trug nicht so weit wie Vaters Signal. Wir gingen meist bis an die Abzweigung des Weges zur Nackemer Mühle, um zu verhindern, dass der Bruder falsch gehe. Doch hat sich dies nie ereignet. Als ich zehn Jahre später das Gymnasium besuchte, fielen diese Fussmärsche weg, da damals bereits die Eisenbahn nach Eglisau gebaut war.

Und nun noch eine Geschichte, die zeigen soll, wie andere Rüdlinger den Hardwald beurteilten, zugleich aber auch um darzulegen, dass man auch aus dem Regen in die Traufe geraten kann. Christine Sieber, Tobiassen, erzählte:

«D'Bäsi Christine und s'Beckjokeblihanse Frau kamen eines Abends von Benken her zurück, wo sie beim Wümmen geholfen hatten. Sie gingen, um nicht den Weg durch das unheimliche ‚Hard‘ und ‚Eggholz‘ nehmen zu müssen, von Rheinau über Jestetten ‚der Strooss noo‘. Auf dem ‚Biret‘, der Anhöhe zwischen Jestetten und Lottstetten, stand plötzlich ein kleines, fast zwerghaftes Fraueli in weissem Gewand und einem merkwürdigen viereckigen Hütchen neben ihnen und begleitete sie bis unten an den ‚Biret‘, wo es plötzlich verschwand. Die beiden Frauen wagten während der ganzen Zeit nicht zu reden, liefen nur so schnell sie konnten, um davon zu kommen. Gegen Rüdlingen zu wagte Bäsi Christine endlich zur andern zu sagen: ‚Häsch säb Fraueli gsäh?‘ Die andere wehrte angstvoll ab: ‚Säg um Gottswille nüüt devu!‘ Sie ging heim, legte sich hin und stand nicht mehr auf. Sie starb bald.»

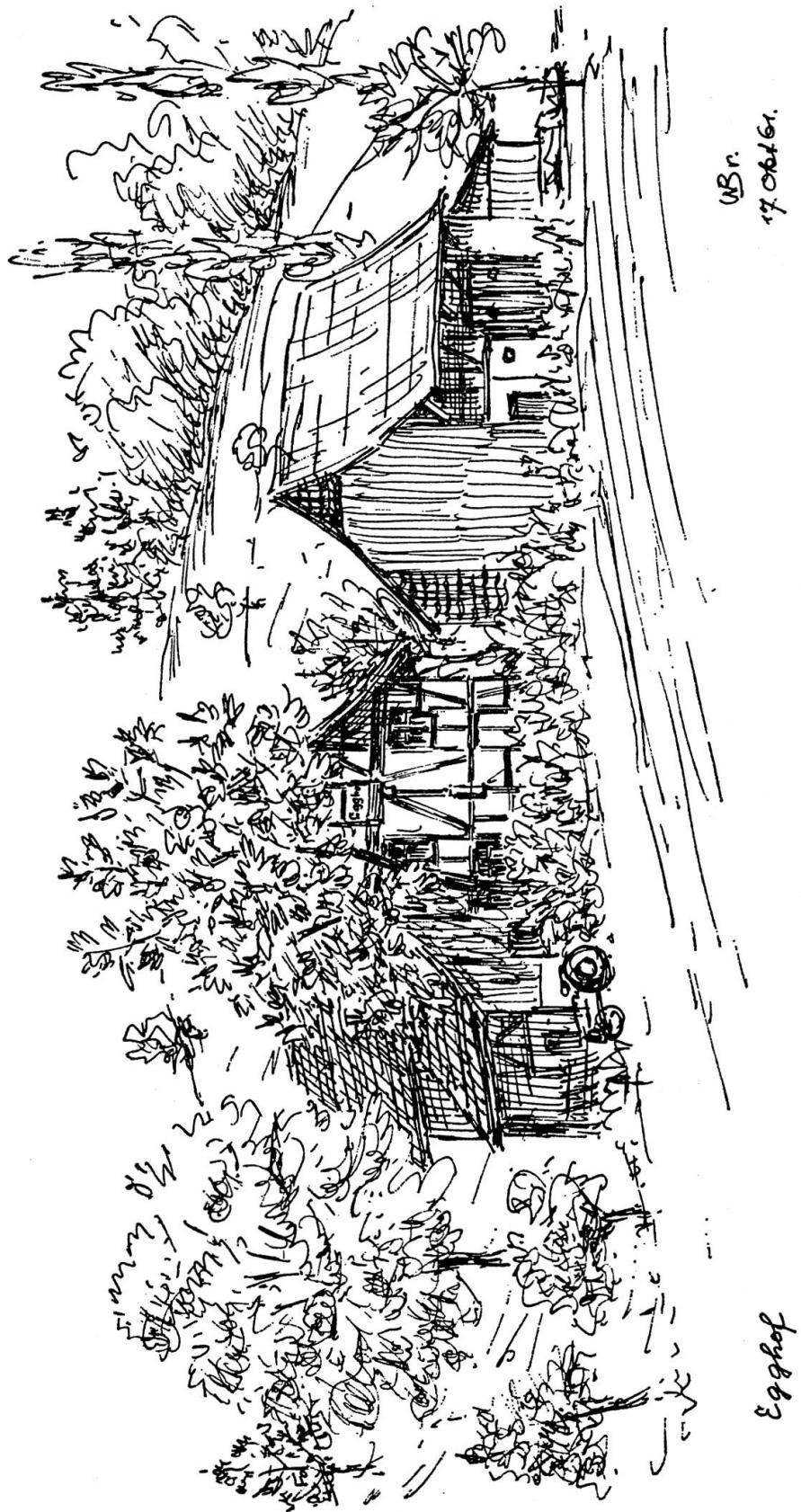
Auf dem
Egghof

befand sich früher, ausser den beiden Höfen, auch eine Ziegelhütte. Sie stand unterhalb der Reben gegen den Wald zu und lieferte ausgezeichnete, hellgelbe, sehr harte Ziegel. In Rüdlingen waren noch in den achtziger Jahren einige Häuser ganz oder teilweise mit diesen Erzeugnissen bedeckt. Der Ziegler trug während des Winters den Lehm im «Bücki» herbei, den er im Sommer verarbeitete. Auch diese Hütte ist schliesslich im eigenen Feuer aufgegangen. Von dorther stammten die Familien, die den Beinamen «Zieglerhanis» und «Zieglerjokebli» trugen. Die andern Egghöfler waren die «Egghanis» und «Eggheiri», zu denen auch wir gehörten, da bis Ende des 18. Jahrhunderts ein Kellerstamm dort gewohnt hatte. Auf dem Egghof gedielt ein vortrefflicher Rotwein; er galt — neben dem Produkt des Büelwingerts im Dorf — als der beste Rüdlinger. Ein Teil der Reben, die an der ganzen, grossen «Egghalde» wuchsen, gehörten Ellkemer Besitzern. Auch aus Nack sind solche nachzuweisen. Der «Stollenhag», eine Ackerflur südlich des Egghofs, trägt vermutlich den Namen eines Bewohners von Nack. Ja, sogar aus Balm haben — nach Rheinauer Urbaren — Bauern Güter in Rüdlingen betrieben. Aus der selben Quelle erfahren wir noch, dass im 16. Jahrhundert der Besitzer der Ziegelhütte Tössriedern vom Kloster Rheinau Land «im Wellenkopf» erwarb, um dort einen Rebberg anzulegen. Es wird sich wohl um Boden am Südabfall des Murkathofs (gegenüber von Tössriedern) gehandelt haben, da der «Wellenkopf» sonst einen Felsen im Rhein bezeichnet. Auch diese Hütte verbrannte.

Und nun nur noch ein Punkt hier an der Grenze: der

«Groofestei»,

dessen Name und Bedeutung wir festhalten wollen: Wir folgen vom Zollhaus bei den «Vogtsforren» aus dem Feldweg nach Nack. Nicht um dort ein Bier zu trinken, wie die Rüdlinger es früher taten, auch nicht um die Aussicht von einer Anhöhe aus zu geniessen, die auf den Landkarten — sogar auf der neusten schweizerischen — «Eisenberg» genannt wird, während der Name nach der Sprache der Bewohner dieser Landschaft «Aissenberg» geschrieben werden sollte. (Er ist nämlich ein kleiner Berg — nur en Aisse — und enthält auch keine Eisenerze, die wir ausserdem mit i aussprechen würden!) Wir biegen an der Landesgrenze nach rechts ab und folgen ihr im Gebiet «Sundergeer» bis zum Grenzstein Nummer 23. Er ist zwar ein ziemlich neuer, belangloser Stein, wahrscheinlich von der Regulierung des Jahres 1839 her, aber er fixiert eine Erinnerung, die uns wichtig ist. Da irgendwo stand nämlich der alte echte «Groofestei», von dem die Rüdlinger Sage



W.Br.
17 Oct 61.

Egshof

erzählt, er heisse so, weil dort «im Schwedenkrieg» ein schwedischer Graf gefallen sei. Damit kann nur eine Episode aus dem Dreissigjährigen Krieg — nämlich der Ueberfall der Schweden unter General Villefranche — auf Lottstetten gemeint sein, bei dem nicht nur das Dorf selber, sondern auch die nähere Umgebung durch Brand, Raub und Mord schwer mitgenommen wurde. Es wäre schon möglich, dass dort ein versprengter schwedischer Offizier von den ergrimmten Bauern, die den Lottstetttern nachgewiesenermassen zu Hilfe eilten, erschlagen worden wäre.

Der Stein aber wird schon früher in den Urkunden erwähnt, und zwar schon im Rüdlinger Meierrodel, der 1433 «ernüweret» worden ist. Aber er heisst dort der «Grâwe — d.h. graue — stain» und er steht an einer Stelle, die nach dem Text nicht genau zu ermitteln ist. So soll er als Grenzmarke auf das «strithölzli» hinweisen, das nicht mehr existiert und nur an dieser Stelle im Meierrodel genannt wird. Die Gegend jedoch, wo er steht, stimmt mit der Ueberlieferung und Angaben anderer «Grenzbeschriebe» überein. Er ist jedenfalls grösser als die andern Marksteine gewesen und wird ein anderes Material aufgewiesen haben. 1657 heisst es von ihm: «ein grosser Kisslingstein, der graue stein genannt, in der Herrschaftsholz». 1763 wird geschrieben: «ist ein fluh von Kisslingart, die Nr. 23 ist daran gehauwen.» In dem Grenz-Vermessungs-Protokoll von 1834 berichten die Geometer von Nr. 23: «Dieser Stein ist ein graulichter Felsenblock von schleifsteinartiger Natur mit einem Becken versehen, er ist südlich mit Nr. 23 bezeichnet. Hat im Durchmesser 5 fuss und (ist) 3 fuss hoch.» Also ein ganz respektabler Klotz, der wohl als erratischer Wanderer mit dem Gletschergeschiebe der Umgebung hier gekommen sein wird.

Und er hat mit seinem Becken sicherlich auch die Phantasie dieses und jenes Beobachters angeregt. Professor *Johannes Meyer* in Frauenfeld — ein gebürtiger Rüdlinger — spielte jedenfalls, wie aus einem Notizfragment in seinem Nachlass hervorgeht, mit der Frage, ob der Stein in heidnischer Vorzeit nicht als Opferstein gedient haben könnte. Wir können dazu nur mit dem Hinweis Stellung nehmen, dass er im grössten Waldrevier unserer Heimat stand — einem grösseren als das «Hard» — und dass dort noch andere geheimnisvoll-mythische Dinge geschehen sind. Der Wald, dem wir auch mehrere Rodungen im Norden, Westen und Osten angliedern müssen, barg eine grosse Anzahl von sagenhaften Gestalten — Absprengsel des wütenden Heeres, drei waldschenkende Jungfrauen, das «Totenhölzli» der Selbstmörder, den von dort ausgehenden Geisterzug mit den Särgen, den Hexentanzplatz in «Güllen» sowie verschiedene sonderbare Einzelgänger —, dass wir uns nicht zu wundern brauchen, wenn hier noch andere Geschehnisse angesiedelt worden wären.

Den «Groofestei» habe ich nicht mehr erlebt und nie gesehen. Heinrich Matzinger, Maurer, — de Schmidliheiri — hat ihn gesprengt und beim Bau seines

Hauses in der äussern «Schnejhalde» als Baumaterial verwendet. Jakob Meyer im Rebstock erzählte noch, auf dem Stein habe früher Junker Escher im Eigental während des Winters die Rehe seines Pachtjagdreviers im Badischen gefüttert.

*

Der Rhein ist dann doch gebändigt worden, obwohl Zürich dabei nicht mithalf. Im Herbst 1881 gewährte der Bundesrat auf Ersuchen Schaffhausens einen Unterstützungsbeitrag von einem Drittel der Baukosten und übernahm auch die Oberaufsicht über die Arbeiten. Man konnte beginnen. Dem Rhein wurde zunächst längs der Inseln ein neues Bett gegraben und sein Lauf um 70 Meter ostwärts ans linke Ufer verschoben. Dann ging man daran, ihn durch Errichtung eines starken und durch Senkwalzen und Querwuhre geschützten Dammes dauernd von der rechten Uferlinie fernzuhalten. Streckenweise mussten die Dämme sogar mit Kalksteinen gepflästert werden. Die Arbeiten stellten, da sie nur im Winter ausgeführt wurden, grosse Anforderungen an die Männer. Aber sie brachten auch — auf gut zwei Jahrzehnte — einen schönen Ertrag in die Gemeinde. Vor allem aber: sie haben die Erwartungen, die man sich von ihnen versprach, durchaus erfüllt! — Zwei Jünglinge sind dabei ums Leben gekommen.

Wichtig war, dass während der Bauzeit die Jungmannschaft im Dorf blieb. Die Abwanderung setzte erst nachher im grossen ein; doch fiel sie auch mit den übeln Verhältnissen im Weinbau — dem Ausbruch der Mehltauuseuche — zusammen. Solange sie den Verdienst am Rhein fanden, sind allerdings auch viele junge Leute dem Handwerk fern geblieben.

Der Schuljugend aber wurde damals ein technischer Anschauungsunterricht dargeboten, wie er im Dorf bisher noch nicht gezeigt worden war. Das Einrammen der elf Meter langen Pfähle mit dem «Bätz» (Rammbär) in das tief, reissende Wasser sowie das Versenken einer zwanzig und mehr Meter langen Senkwalze waren Vorgänge, die jeden Zuschauer höchst fesselten. Wenn das Schlusstück dieser mit Steinen gefüllten «Steinwurst» vom langen Gestell abrollte und bis auf den Flussgrund durchschlug, glaubte man, ein vorweltliches Ungeheuer peitsche mit seinem Riesenschwanz die hoch aufspritzende Wasserwand. (Das technische Geschehen mag man in der bereits erwähnten Schrift von Strasseninspektor Spahn nachlesen.)

Die beiden Rheininseln

sind in den Besitz des Kantons übergegangen; weder Rüdlingen noch Buchberg haben von dem ihnen zustehenden Rückkaufsrecht Gebrauch gemacht. Wie bereits gesagt, bilden sie jetzt eine richtige reichbevölkerte Vogelheimat.



WBrütsch
62

Die obere, kleinere Insel ist eine Zeitlang aber auch ein botanisches Bijou gewesen. Auf ihr hatte sich im Schutze des stangigen Laubholzes ein dichter Wald der meterhohen sparrigen «Lilien» (die beiden *Hemerocallis*-arten) entwickelt, die mit ihren hellgelben und orangefarbigen Blüten einen herrlichen, geschlossenen Teppich durch die ganze Insel gelegt hatten. Aussenherum auf dem feinen Schwemmsand aber zog sich eine breite Bordüre der entzückenden, hellblauen Zwerg-Vergissmeinnicht hin, die nur durch ihre Stengellosigkeit gegen die grasenden Besucher geschützt waren. Hinter ihnen erhoben die robusten und erst abends in Blüte und Duft auflebenden Nachtkerzen ihre zitronengelben, becherförmigen Blumenköpfe. Abseits unter den harthalmigen Seggen gedieh der zarte «Rhimbölle», der wie Schnittlauch aussah und in einigen Rüdlinger Familien wie dieser in der Küche verwendet wurde.

Dort hielt sich auch ein unscheinbares zartes «Gras» versteckt, bei dem ich erst zufällig herausfand, dass es auf dem schmalen Blatt eine kleine blaue, lilienähnliche Blüte trug. Ich konnte die Pflanze nicht bestimmen. Professor Chodat in Genf hat sie dann als das nach den Bermuda-Inseln benannte *Sisyrinchium* erkannt, das hier erstmals in der Schweiz gefunden worden sei. Es hat sich aber nicht lange gehalten, die Höherstauung des Rheins ist ihm — wie der Nachtkerze, dem Vergissmeinnicht und dem «Heidehüetli», das heisst der «Muruche» oder Morchel — schlecht bekommen.

Das Paradies der Wasserpflanzen in dem Bassin zwischen Insel und «Grieshalde» jedoch, das einen unbeschreiblichen Reichtum von Arten aufwies, ist seither unter dem ausgebaggerten Rheinschutt begraben worden.



Illustrationen

Seite 7	Riegelhaus in Rüdlingen, daneben Geburtshaus des Autors
Seite 9	Der südliche Dorfteil von Rüdlingen mit Hurbig und Kirche
Seite 11	Buchberg, Partie im westlichen Dorfteil
Seite 17	Dorfgasse in Rüdlingen
Seite 23	Die ehemalige Mühle am Rhein
Seite 25	Eine heimelige Dorfpartie
Seite 28	Zur Felsenburg
Seite 31	Südlicher Dorfteil; Blick gegen die Rheinbrücke, den Ebersberg und Flaach
Seite 35	In der Ramsau, am Weg zur Tössmündung
Seite 38	Die Thurmündung oberhalb Rüdlingen
Seite 40	Rüdlingen mit Rheinbrücke und Rebberg
Seite 45	Der Egghof, am Weg nach Ellikon und Rheinau
Seite 48	Auf der obern Rheininsel
Seite 50	Steinernenkreuz

Das steinerne Kreuz bei Rüdlingen

Um die Zeit der Reformation, etwa im Jahre 1530, lebten in Rüdlingen zwei reiche Brüder, Simmler zum Geschlecht. Der eine von ihnen nahm die reformierte Lehre an, während der andere dem Glauben seiner Voreltern treu blieb. Der letztere nahm sich, wie mehrere andere, vor, er wolle mit seiner Familie auswandern und sich irgendwo im Badischen oder im Unterland sesshaft machen. Gesagt, getan. Sein Bruder, der Reformierte, begleitete den Scheidenden noch eine Strecke weit den Graben hinauf bis an die Stelle, die jetzt «zum steinernen Kreuz» heißt. An der Kreuzstrasse, wo die Wege nach vier verschiedenen Richtungen auseinander gehen, standen sie miteinander stille. Hier gruben sie einen Stein mit einem roh ausgehauenen Kreuz in den Boden. Ueber dem Kreuz gaben sie sich die Hände zum Abschied und tranken noch eins miteinander. Die Trennung ging ihnen zu Herzen, so dass sie zu weinen anfingen und einander umarmten. Da machten sie noch miteinander aus, sie wollen als treue Brüder alle Jahre bei dem Kreuz zusammen kommen, zum Andenken an diesen traurigen Tag. Der katholische Bruder liess sich auf dem Altföhrenhof nieder, von wo aus man das steinerne Kreuz mit scharfen Augen noch erblicken kann. Die Simmler in Nack sollen von ihm abstammen. — Vor mehreren Jahren habe man beim Marksteinsetzen den Stein aus dem Boden graben wollen. Aber demjenigen, der ihn ausheben wollte, seien drei Tropfen Blut aus der Nase auf den Stein gefallen, und vor Schrecken habe man den Stein an seiner Stelle gelassen. Auch habe es niemand mehr gewagt, etwas daran zu machen. (Diese und zwei weitere Sagen aus Rüdlingen finden Sie in: «Sagen und Legenden aus dem Kanton Schaffhausen» von Reinhard Frauenfelder, 1933.)